

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1829)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656608>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



1.

Des Boten freundlicher Gruß.

Gruß und Handschlag sey vom alten Boten
 Jedem Freund und jedem Niedermann
 Zum Willkommen freundlich hier geboten;
 Und er bittet, nehmt ihn freundlich an.
 Seht die Tage werden kurz, es kaltet,
 Sorglich heizt die gute Mutter ein,
 Und der Vater, weil er friert und altet,
 Mag so gern bey'm warmen Ofen sehn.
 Aber lieber nicht so ganz allein.
 Nun da kommt der Mann mit Stock und Ranzen
 Hergehinkt auf seinem Stelzenbein,
 Und der möchte „nun ihr müßt nicht branzen!“
 Gern mit euch bey'm warmen Ofen seyn.
 „Und was bringst du Rudi?“ Allergattig!
 Alt und Neues, bald ist's Flug, bald dumm;
 Denn es wollen gar viel Leut in d'Prattig,
 Und so mancher macht's so dumm und krumm:
 Aber seht, der Bote hält auf Ehre!

Ⓔ

Ist er denn nicht ein gelehrter Mann?
 Und so bringt er wohl auch gute Lehre,
 Will euch nützen, wo er immer kann.
 Alt ist er, fast wie der ewige Jude;
 Schon zum Urgroßhaini kam er ja,
 Drum gefällt der Kram in seiner Bude
 Auch so manchem nicht. He nu! Mira!
 Bin ich nicht der Beste, ey! ein jeder
 Mach es nur so gut er immer kann;
 Dann ist er beim Pflug, beim Hobelbank, bey'r Feder,
 Wo es immer sey, ein braver Mann.
 Wahr ist freyhlich auch, es giebt ja heute
 Fast in jedem Dorf gelehrte Leute,
 Und die lachen wohl nur über mich.
 Und wie könnt ich diesen lieben Leuten allen,
 Ich, der alte lahme Bot, gefallen?
 Darum bitt' ich, seyd nicht wunderbarlich.
 Eine Ausnahm giebt's bey jeder Regel,
 Und in keinem Dorfe sind die Leut
 Alle Flug, und alle gleich gescheid.
 Und damit nun jeder etwas habe,
 Bringt der Bote auch verschiedne Gabe,
 Und drum werd ich, was ich bin, auch bleiben,
 Hat mich mancher doch, ich weiß es, gern;
 Und drum will ich stets mich unterschreiben:
 Euer treue Rudi, Hinkendbot von Bern.

2.

Aus der Lebensgeschichte des hinkenden Boten.

(Fortsetzung von 1827.)

Hab euch da ein ganzes Jahr lang
 nichts mehr aus meinem Leben erzählt.
 Und da kann ich mir denn vorstellen, daß
 mancher vor G'wunder fast aus der Haut
 fahrt, — wenn's wahr ist. Also will ich

fortfahren, und berichten von dem Spaß
 am Neujahrstage vor dem Wirthshaus.

Der Mühleklaus also war der Kamin-
 feger, und sprach:

Fego! Fego! Fego!

Der schwarze Mann bin ich genannt,
 Bey Jung und Alten wohl bekannt.
 Das muß ich leider bitter büßen,
 Und darf leis hübsches Meitschi chüße.
 Doch merkt: auswendig schadet nicht;
 Inwendig sitzt der Bösewicht.

Wie mancher ist schön weiß von außen,
Inwendig thät's eim ab ihm grausen.
Fego! Fego! Fego!

Und damit schlug er mit dem Mehlsack
so tapfer links und rechts d'rein, daß alles
mit hellem Lachen auseinander fuhr.

Jetzt kam ich, der Schuster, an die
Reihe. Ich sang nun meinen Reim, wie
ein deutscher Handwerkspursche, also:

Hai lusb'ig! ich Suster, ich mach euch die
Suh!

Die Gnabens und Mädichen laufen mir zu.
Und rühm ich den Mädichen den nidlichen
Fuß,

So freit sie das festlich, so krieg ich en Kuß.
Doch kommt mir auch manchmahl, o wey!
welch Maleer, *)

Ein Weib mit nem Klumpeten Ochsenfuß her,
Die, Saggerdie! kaum auf dem Fuß stehen
kann,

Dann heißt es: der Esel, der Schuster, ist
schuld'ig daran.

So sprach jeder sein Sprüchlein zu
männiglich Ergözen, und dann saßen wir im
Frieden bey einem Glase Wein, und sangen
hübsche Lieder. Und so waren wir lustig,
und thaten niemand zu leide, und waren
alle Leute mit uns zufrieden. Drum sangen
wir auch bey'm Heymgehn, Schlag achte,
alle mit heller Stimme:

Fröhlich in Ehren,
Wer will's verwehren?

Doch ich war nicht immer so fröhlich;
und so jung ich war, hatt' ich meine An-
sehnungen. Ich war nun groß aufgewach-

sen, und ein hübscher Kerl dazu. Das
sieht mir jetzt freylich niemand an; aber
ihr dürft nur das alte Betli bey'm Brun-
nen in St. fragen! Die weiß wohl, warum
ich noch immer bey ihr einkehren darf!
Genug es war so, und hat mir viel Ver-
druß gemacht. Denn seht, da hatte die
eine Magd, die neben mir bey'm Bauern
diente, den Narren an mir gefressen, und
mehnte, ich sollte mit ihr schön thun; sollte
sie zum Weine führen, zu Küll kommen
u. s. w. Aber ich dachte zum Glück an
meines Vaters gutes Sprüchlein:

„Das Weib, der Weib, die Nacht,
„Hat manchen in Unglück gebracht,“

Ich wollte also nichts von ihr. Da
fieng sie an das Maul zu hängen, von
hochmüthigen Buben zu schwätzen, und
mich zu sticheln, wo sie konnte, so daß es
mir manchmal in die Finger fuhr, als sollt
ich ihr das Maul stopfen. Als auch das
nicht half, ward sie gar falsch, und verlog
mich bey der Meisterfrau, bey der sie gar
viel galt; und nun hat ich Verdruß genug.
Bald sollt ich der Tochter des Hauses nach-
löffeln; bald über die Frau übel geredet
haben; bald dies und bald das. Blieb
ich Sonntags zu Hause, und übte mich etwa
im Schreiben und Rechnen, so hieß ich ein
Heuchler; gieng ich spazieren, so hieß es:
er zieht schlechten Menschen nach. Kurz
ich ward überall verfolgt. Da war ich nun
recht übel daran. Dem Vater mocht ich
nicht klagen, denn der war alt, und seit
etwas Zeit kränklich. Hätt' ich einen an-
dern Dienst gesucht, so hätte das ihm Ver-
druß gemacht. Freylich, wenn ich dem
Meister alles hätte sagen wollen, was ich
wußte, ich hätte der Frau Meisterin und

*) Soll französisch seyn, und heißt Unglück.

der Jungfrau Kätti eine wohl gefalzene Pfeffersuppe anrichten können. Aber ich wollte nicht Hausstreit machen, und so schwieg ich, bis einmahl die Noth mich zwang zu reden. Aber das Wetter das ich damit erregte, will ich ein andermahl erzählen.

(Wird fortgesetzt.)

3.

Das schwarze Huhn.

Der hinkende Bote macht es sich zu einem besondern Vergnügen, alle Neuigkeiten aus seinem lieben Vaterlande zu erfahren, um sie seinen theuren Lesern brüherwarm zur Erbauung und zur Belehrung aufzutischen. Zu dem Ende reiset er stets incognito im Lande herum, und kehrt bald bey Herren und bald bey Bauern ein, damit er allenthalben der Welt Lauskennenerne. Auf einer dieser Reisen in der östlichen Schweiz kam er im verflossenen Jahre in ein berühmtes Heilbad, wo sich eben auch eine Fürstin zu Wiederherstellung ihrer Gesundheit aufhielt. Die Bettler von Profession, deren es in dieser Gegend fast so schlaue giebt, als in London, kamen von allen Seiten herzu, um durch ihre vorgegebenen Uebel und durch ihr erdichtetes häusliches Elend das Mitleid der Fürstin zu erwecken, und alle kehrten reichlich beschenkt nach Hause zurück. Als diese Fundgrube für Glücksritter bekannt wurde, dachte auch die alte Schnädergret daran, sich dieselbe zu Nutzen zu machen, nur wußte sie lange nicht wie? — denn mit Betteln, das sahe sie bald, konnte sie nichts ausrichten; auch war es ihr nicht um ein bloßes gewöhnliches Almosen zu thun, sondern sie wünschte einen recht tüchtigen Fang

zu machen, damit auf einmal ihrer durch ihre Trägheit und Nascherey zurückgekommenen Haushaltung aufgeholfen würde. Nun hatte sie gelesen, daß einst ein Bauer von einem großen König für eine ausgezeichnet merkwürdige Rübe, die er dem Könige zum Geschenk brachte, hundert Thaler zum Gegengeschenk erhalten hatte, und auf einmal kam ihr in Sinn, daß sie eine, eigentlich weitaus größere, Merkwürdigkeit im Hause besitze, nämlich ein schwarzes Huhn. Ein schwarzes Huhn? fragen erstaunt meine Leser, was ist dann das für eine Merkwürdigkeit? Im größten Vertrauen will ich nun meinen Lesern offenbaren, daß es zwar Hühner verschiedener Art giebt, unter welche man allenfalls, wenn man will, sogar die Schnädergret rechnen kann; daß aber ein solches schwarzes Huhn unter gewissen Umständen zum Ausbrüten von Thalern gebraucht wird. Man darf nur dem Huhn eine Anzahl Eyer unterlegen, und denselben einen Thaler beifügen, so brütet das Huhn, und nach 21 Tagen bricht aus jedem Ey ein Thaler hervor. Die Schnädergret hatte dieses schon, aus Mangel an Thalern, mit Kreuzern probirt, allein es war ihr nicht gelungen, vermuthlich weil ihr die gehörige Wissenschaft dazu fehlte. Dieses Wunderhuhn wollte sie nun der Fürstin zum Geschenk darbringen, und hoffte dafür ein recht reichliches Gegengeschenk zu erhalten. Im schönsten Sonntagsstaat erschien die Schnädergret im Bad eben zur Zeit des Mittagessens; das Huhn trug sie wohlverwahrt mit zusammengebundenen Beinen in einem Korbe. Sie wollte sich bey der Fürstin, die eben an der Tafel war, melden lassen; allein der aufwartende Kammerdiener wies, den Schatz, der seiner Gebie-

Der jüngste Tag.

terin zu Theil werden sollte, mißkennend, die Schnädergret mit den schnöden Worten ab: Die Fürstin kaufe hier keine Hühner, und sie, die Schnädergret, sey wohl selbst ein Huhn. Betrübt stand sie da, als der Badknecht, ein großer Schalk, der Bekümmerten winkte, und sie zu einer andern Thüre herein vor die Fürstin führte. Nun giengen der Schnädergret die Schleussen der Redseligkeit auf; in schnell aufeinander folgenden Worten, die so wenig zu unterbrechen waren, als die Hammerschläge zweier arbeitsamer Schmiedknechte, pries sie den Werth ihres Geschenkes, und bot es der Fürstin dar. Diese, welche Bedauern hatte mit der Einfalt der Schnädergret, wies sie jedoch mit freundlichen Worten ab, und es blieb der letztern nichts übrig, um nicht ganz aus allen der geträumten Verbindung mit der Fürstin zu kommen, und von ihren Nachbarn ausgelacht zu werden, als mit einem tiefen Knix Abschied zu nehmen, woben sie jedoch die Fürstin zu einer Tasse Kaffee in ihre Hütte einlud. Seither macht sie täglich fünfmal Kaffee, und weil die Fürstin nicht kommt, so trinkt sie ihn selber. Im letzten Jahre sind einzig für Kaffee und Zucker, von welchem allem jedoch der Mann und die Kinder nichts sahen, achzig Kronen daraufgegangen. Die Schnädergret stiehlt dem Manne seine Ziegen, sein Bettzeug und alles Hausgeräth, um es zu verkaufen und in Kaffee und Zucker zu verwandeln. Allein die Fürstin kommt nicht mit ihrem Gegen geschenk, das schwarze Huhn ist ob allen den Versuchen, Thaler auszubrüten, endlich jämmerlich gestorben, und die einfältige Schnädergret sieht sich nun wirklich nach dem Bettstabe um, den sie mit ihrer Faulheit und mit ihrem Kaffeetrinken richtig verdient hat.

Es ist meinen Lesern bekannt, wie oft der jüngste Tag von Thoren oder Betrüggern verkündigt, und von einfältigen Leuten mit Angst und Zittern erwartet wurde, ungeachtet die heilige Schrift ausdrücklich sagt, daß niemand die Stunde wisse als Gott allein. Oft aber geschieht es, daß der Glaube an seine Ankunft zufällig durch irgend eine ungewöhnliche Begebenheit bey einzelnen Menschen hervorgebracht wird, und dann kann derselbe eine Veranlassung zu den sonderbarsten Szenen geben. So hatte ein kleiner vierjähriger Knabe von seiner Mutter, welche oft in der Bibel las, viel von dem jüngsten Tage gehört. Einst als die Mutter, deren Wohnung nahe bey der Kirche lag, in der Küche eine Suppe kochte, hörte der Knabe einen starken Sturmwind, und zugleich das Läuten der Thurmglöcke und einzelne starke Orgeltöne. Verwundert darüber, da es doch ein Wochentag war, lief er vor das Haus, kam aber bald mit der Schreckensnachricht zurück, daß der jüngste Tag angebrochen sey, indem die Todten aus den Gräbern auferstehen, und wirklich der ganze Kirchhof von Jungen und Alten ganz bedeckt sey. Die Mutter schlug erschrocken die Hände über dem Haupt zusammen, gieng geschwind, während die Suppe ins Feuer lief, hinaus, und sah, daß heute ein Leichenbegängniß war, von welchem sie früher nichts gewußt hatte.

Eine andere ähnliche Begebenheit ereignete sich im vergangenen Jahre. Ein muthwilliger Spatzvogel gieng an einem schönen Sommerabend auf das Land, und nahm

seine Windbüchse mit sich, um bey Gelegenheit etwa ein Gewild oder einen Raubvogel zu schießen. Nachdem er lange genug umhergeschweift war und nichts gefunden hatte, erblickte er endlich, da er am Saum eines Waldes hingiang, eine Schaar Krähen über einen Acker hinfliegen, auf welchem eben mehrere Personen arbeiteten, und um seiner Ladung los zu werden, schoß er unter die Krähen, so daß vier derselben glücklich getroffen wurden, und todt vor den auf dem Acker arbeitenden Personen niederfielen. Verwundert, weil sie keinen Knall gehört hatten, da bekanntlich die Windbüchsen beim Losschießen nur ein geringes Geräusch machen, schauten die Leute auf, und da sie durchaus nichts sahen, wodurch sie diese Beggebenheit erklären konnten, so kam Ulli, der Hausvater, auf den Gedanken, daß der jüngste Tag herannahet, weil die Vögel todt aus den Lüften herabfallen. Als er seine Meinung der Frau und den Kindern, welche mit ihm auf dem Felde arbeiteten, mittheilte, fielen sie alle erschrocken auf die Kniee, warfen Karst und Haue weg, und es entspann sich zwischen ihnen folgendes verzweiflungsvolles Gespräch:

Ulli (die Hände ringend): Ach was soll aus uns armen Sündern werden! jezt da die Zeit zur Buße zu kurz ist!

Anna, seine Frau (sich die Kappe vom Kopf reissend): O Benzli! hättest du nur nicht den Herrn aus der Stadt mit dem blinden Münch betrogen. Du konntest wohl lachen, als er ihn für sehend kaufte, aber jezt wird uns das Lachen vergehen! O das verfluchte Geld! —

Benzli, der Sohn (sich hinter den Ohren kragend): Ach, Mutter, was wollt

ihr viel sagen? ihr habt es ja mit dem Anken nicht nicht viel besser gemacht, den ihr in der Stadt verkaufet; stets steckt ihr einen Stein, oder ein Paar Rüben in die Balke, damit sie schwerer sey! —

Ulli: Und das Käthi hat erst am letzten Samstag einen Kilter gehabt! —

Käthi, die Tochter (ergrimmt): O diese Sünde ist noch zu verantworten, ich habe doch nie den Nachbar übermarchet! —

Auf diese Weise kam nun das ganze Sündenregister der wohllehrenden Familie an den Tag, das Saufen, das Spielen, das Fluchen, u. s. w., bis sie endlich ergrimmt, über die gegenseitigen Vorwürfe sich in die Haare fielen und wacker herumbalgten. Der Spaßvogel, welcher unter dessen im Gebüsche versteckt, Zeuge dieser neumodischen Beichte gewesen war, zog lachend ab, ohne ihnen das Räthsel aufzuklären, und der jüngste Tag ist noch immer nicht gekommen.

Wollt ihr hierüber noch nützliche Lehren, liebe Leser?

- 1) Wenn Vater und Mutter und Kinder der Sünde dienen, so muß nothwendig die ganze Familie zeitlich und ewig zu Grunde gehen.
- 2) Der Eltern Pflicht ist es daher, den Kindern ein gutes Bepspiel zu geben, so dürfen sie einst nicht von ihnen solche kränkende Vorwürfe erwarten.
- 3) Der Mensch soll zu rechter Zeit Buße thun und sich bekehren, so darf er weder den jüngsten Tag noch die Todesstunde fürchten.

Der Falschmünzer.

Ein Gespräch.

Vote. Guten Abend, Schneider. Ich höre, du bist diese Woche im Pfarrhause auf der Stör gewesen. Da wirst du wohl noch eine Pfeife vom bessern Kraut haben für den guten Rudi.

Schneider. Du Schalk! Spotte mir nur nicht über die Schneider! Aber du kommst mir ganz gelegen. Da disputir ich eben mit Peter, ob die Falschmünzer Schelmen und Spitzbuben sind, oder nicht. Ich meine ja, er meint nein, welcher hat Recht?

Peter. Heh was! Da hat der Kessler Toni falsche Halbbaken von Kupferblech gemacht, und kommt für die Lumperei ins Schallenwerk. Ich meinte doch, es könnte jeder mit seiner eigenen Sache thun und machen was er will.

Vote. Meinst du das im Ernst so, Peter?

Peter. Heh! Freilich.

Vote. Nun sieh, die Krücke da ist mein Eigenthum. Ich will sie also nur gleich auf deinem Buckel tanzen lassen. — —

Peter. Du schiefiger Narr du! Laß bleiben. Du hast kein Recht mich zu schlagen. So ist's nicht gemeint.

Vote. Nun, da haben wirs ja schon gefunden. Ich darf meine Krücke nicht auf deinem Buckel brauchen, weil das dir Schaden thut; und d'rum durste der Toni auch mit seinem Kupferblech nicht falsches Geld machen, weil er andre Leute damit betrog.

Schneider. Richtig! Und im Heidelberger steht die falsche Münz zu nächst beim Diebstahl.

Peter. Ja; aber die falsche Elle auch, Schneider, und noch andre Stücke wofür ihr Schneider — —

Vote. Halt! Front! Keine Zänkerey! Sag mir lieber Peter, wenn einer eine falsche Schrift macht, falsche Unterschrift und wohl gar falsches Siegel darin setzt, was ist der?

Peter. Ein Spitzbub ist er; ein Schelm, wie der Niggeli, der mich gerade um 40 Arn. betrogen hat. Der Galgenstrick.

Vote. Nun sieh, noch ärger ist der Falschmünzer. Er macht die Umschrift auf sein Geld, als käme es von der Regierung, das ist aber falsch. Er macht das Wappen der Regierung nach, und das ist noch einmal falsch. Und das thut er um zu betrügen, wo er nur kann; und so ist er doch wohl ein Spitzbube, wie du sagst.

Schneider. Ja, das meyn ich eben auch, und so hab' ich doch recht.

Peter. Heh nun, Mira. Aber um die Paar halbe Baken einen ins Schallenwerk thun, ist doch unerchant! Wenns noch Neuthaler wären!

Vote. Soll mich nur Wunder nehmen, warum der Narr nicht gerade Dublonen gemacht hat! Es wäre doch mehr dabey zu gewinnen gewesen!

Peter. Heh! Wo wollte der arme Teufel die Kustig dazu kriegen. Der hat in seinem Leben keine Dublone gesehen, geschweige in den Fingern gehabt. Er hätte wohl lieber deren gemacht, wenn er gekonnt hätte.

Schneider. Aha! Da bist du gefangen, mein herziger Peter! Der Toni ist also nur darum ein kleiner Spitzbub, weil er kein großer seyn konnte! Also geschieht's ihm schon recht.

Vote. So ist's! Es würde lustig aus-

sehn, wenn man sagen wollte, die kleinen Schelmen können machen was sie wollen, nur die großen sollen gestraft werden! Wäre es dem Toni mit seinen Halbbäken gerathen, er hätte bald Baken, Fünfbäker, u. s. w. gemacht! — Wäre aber der Toni nicht ein versoffener Brantenwein-Schlauch, hätte er Lust zum Arbeiten wie zum Hundeln, so brauchte er kein Schelm zu werden.

Schneider. Ich bin völlig deiner Meinung. Darum sing ich:

Arbeit macht den Lebenslauf,
Noch einmal so munter!
Froher geht die Sonne auf,
Froher geht sie unter.

6.

Frage und Antwort.

Mein lieber Gevater!

Einen schönen Gruß bevor, lieber Gevater, und wenns dir wohl geht, ist's mir lieb. Da ist auf der Straße einer zu mir kommen, und hat mir erzählt, wie anderwärts meine Brüder Holzbein viel schöner aufgemußt seyen, als ich; und wie sie darum auch mehr gelten als ich, in meiner alten alben Chutte! Und meint er, ich sollte zum mindesten meine Krücke roth und schwarz geringelt anstreichen lassen, wie der Polizeyer von R . . . seinen Stecken, und sollte mehr an mich wenden, meint er. Und wollt ich gerne darüber deine Meinung wissen. Und somit leb wohl.

Dein treuer Gevater,
der Bote von Bern.

Mein lieber Gevater Bote!

Sey kein Narr, Gevater! Die Krücke — und das Holzbein machens nicht aus. Und wenn dein Känzel auch mit Kalbfäll überzogen ist, thuts nichts, sofern nur du kein Kalb bist. Deine albe Chutte ist eben recht für die Leute, denen du batest; und sticht dich der Kizel vornehmer und gelehrter Herren Briefträger zu werden, so schaff ich mir einen andern Boten. Du aber gehab dich wohl, wie

dein Gevater.

7.

Etwas von der großen chinesischen Mauer.

Der Schneider in R. der meint, er wisse alles besser als andere Leute, und der eigentlich Schuld daran ist, daß der Bote seinen Lesern von den Merkwürdigkeiten des Vaterlandes erzählt, der ist auch Schuld, daß der Bote von der großen Mauer erzählt. Denn da hat er, nämlich der Schneider, einmahl den Bauern gar gewaltig davon gelogen, und drum will nun er, nämlich der Bote, die Wahrheit schreiben, wie folget;

Die Chinesen, die ein sehr großes Reich in Asien besitzen, hatten schon in sehr alten Zeiten Handel mit ihren Nachbarn. Um sich Ruhe zu schaffen bauten sie, schon 213 Jahre vor Christi Geburt, eine Mauer an der Gränze, damit die Feinde nicht hinein kommen. Diese Mauer geht von Abend gegen Morgen und ist 714 deutsche Meilen lang. Sie besteht aus zwey dünnern Mauern; der Platz zwischen beiden ist mit Erde ausgefüllt; der Grund ist von Quadersteinen, das übrige von gebrannten Steinen, (Zie-

geln.) Sie ist vom Boden bis oben 26 Fuß hoch, und oben 14 Fuß dick. Fast alle hundert Schritte ist ein Thurm. Man hat darüber folgende merkwürdige Berechnung gemacht, die der Schulmeister in der Schule aufgeben mag:

Die Mauer sey dick 14 Schuh, hoch 26 Schuh. — Die Länge der Mauer 700 Meilen, jede zu 22,842 Pariser Fuß — wie lang ist die Mauer? und wie viel im Quadratmaß? und wie viel im Würfelmaß? — Affing, sagt der Schneider, ich weiß nicht! Aber der Bote hat von seinem Gevater, dem Schulmeister, vernommen, daß man mit der Materie, die an dieser Mauer ist, eine Mauer machen könnte, die, wenn sie 1 Schuh dick, und 23 Schuh 7 Zoll hoch wäre, zweimal um die ganze Erde herum gienge!

Nun hat der Bote einen gewaltigen Respekt vor der Mauer, und vor den Leuten, die in zehn Jahren ein solches Werk erbauten. Er meint aber, es ließe sich durch ernststen Willen, Fleiß und gemeinsame Hülfe auch im lieben Vaterland manches gute Werk vollbringen, wenns schon nicht so groß wäre wie die chinesische Mauer.

8.

Zur Kenntniß des Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Nu, Rudi, sag auf deinen Spruch! Wir haben ein ganzes Jahr nichts mehr von dir gehört, und seither bist du wohl noch viel gelehrter geworden!

Meinetwegen, ihr seyd schlimme Vögel; so möcht ihr wohl gerne von eures gleichen hören. Es möchte von manchem vielleicht mehr zu sagen seyn, als von Euch.

Der größte von unsern Vögeln ist der Lammerner, der aber nur in den Gebirgen des Oberlandes hauset, und auch dort zum Glück selten ist. Er wird bis acht und einen halben Fuß lang, von einer Flügelspitze zur andern gemessen, ist daher sehr stark, und mag junge Schafe, Geißen und Gemsen wegtragen. Er ist am Kopf und Bauch gelb, am Rücken und auf den Flügeln grau; doch giebt's auch schwarzbraune, die man für die Jungen haltet. Man kennt ihn am besten von andern großen Raubvögeln am Schnabel. Dieser hat vorne bey dem Hacken einen Hocker oder Buckel, und hinten bey den Nasenlöchern einen Bart von Federn, die fast Geißhaaren gleichen.

Der Adler ist nicht ganz so groß, hat einen anders geformten auch krummen Hackenschnabel, und an den Füßen noch stärkere Nägel (Krallen) als der Geyer. Er ist schwarzbraun, die Federn am Halse etwas gelb, und der Schwanz gegen den Leib zu weiß. Er ist ein starker Raubvogel, der auch im Leberberg vorkommt, wohl auch im flachen Lande, jedoch selten angetroffen wird.

Der Habicht, Habch, ist viel kleiner, und ändert seine Farbe in dem dritten Jahr so sehr, daß er sich selber gar nicht mehr gleichet. Jung ist er braun, und es laufen ihm dunkle Strichlein vom Halse den Bauch herab. Alt wird er grau, und die Strichlein laufen neben einander zwäris über den Bauch und die Hosen. — Uebrigens sey sein Strichlizeug wie es wolle, ist er ein Schelm und stiehlt Tauben und Hühner.

Weniger bekannt ist der Wandrauf, einer der schlimmsten Raubvögel, aber ziemlich selten, eben so groß als der Habch, zeichnet sich aber durch dunklere Rückenfarbe,

und einen blaugrauen Flecken auf den Backen aus.

Die Buzen, Mosbuzen sind unsere gemeinsten Raubvögel, und kaum zwey sind gleich gefedert, bald heiterer bald dunkeler. Sie sind am wenigsten schädlich, denn sie fressen viel Mäuse, auch Eidechsen, Blindschleichen, Schlangen und so Zeug, und das wollen wir ihnen herzlich gönnen.

Die Sperber „aha die kenn ich, sagt der Schneider! Das seyen die Vögel, wo der Kuckuck sich drein verwandeln thut nach Johann!“. Mit Nichten, Meister. Das geschieht so wenig, als daß sich ein Gizi in einen Schneider verwandelt. Der Sperber ist ein eigener Vogel so gut als ein anderer; etwa so groß als eine Taube; hat aber einen langen schmalen Schwanz, schmale Flügel, und ist manchmal auch so gefedert, wie ein Kuckuck. Aber seine Füße und sein Schnabel sind ganz anders. Er ist für Tauben ein gefährlicher Pursche.

Die kleinern Schelmen, die Wanderli und dergleichen, die schaden eben nicht viel, sondern fressen mehr Käfer, Schnecken u. dgl. Auf's höchste kleine Vögel, z. B. Spazhen.

Jetzt kommt mit mir zu des Wirths Scheuer, wo der große Ohrenkautz steht. Seht ihr den sonderbaren Kerl, wie gravitätisch er auf uns herab guckt. Jetzt blinzet er; jetzt reißt er die Augen auf! „Heh! da mahnt mi grad an alte Schriber von B... da het osone Parüge uf gha, ud d' Federn hinterm Ohr.“ Wir haben mancherley dieser Vögel, die man Eulen heißt. Das Huuri und die Wigglen gehören auch dazu. Es sind Nachtvögel. Sie leben nur vom Raube, aber außer dem großen Herrn da nehmen die andern mit Mäusen, Fler-

dermäusen, Insekten u. s. w. vorlieb, und schaden sonst nichts. Was der Aberglaube aber mit diesen Thieren für Lärm macht, werden wir ein andermal sehen.

„Mir g'falle kener Vögel bas as Spechte!“ Es sind aber auch schöne merkwürdige Thiere. Sie haben gegen die Gewohnheit anderer Vögel, zwey Zehen vornen und zwey hinten am Fuß, damit sie besser klettern können. Ihr Schwanz ist steif, damit sie sich d'ran stützen können. Ihr Schnabel ist ganz gerade, spizig, stark; sie hauen damit Löcher in faule Bäume, und suchen Holzwürme. In unserm Canton kennen wir folgende: Schwarz-, Grün-, Grau-, Roth-, Schild- und Lerchenspecht, nicht größer als eine Lerche, und den Drenzhigen.

„Aber du nimmst da aller Vögel Parathie! Willst du Rudi, auch der Krähen und Ugersten Fürsprech seyn?“ Je warum nicht! Sie mangeln eben gar übel. Der Großvater in dieser Familie ist der Kap, Kabe, dann folgt die Krähe, die Dohle, die Ugerste. Aber die Saatk Krähe streicht meist nur Frühling und Herbst durch; die Nebelkrähe zeigt sich einzeln nur selten im Winter; die Fluedäckli — „eh Narrenposse Rudi, was seist! Ja wohl Dähe, Däckli, Fluedäckli, sind hübsche Vögel, brandschwarz, die Füße haben rothe Strümpfe wie ehedem unsre Bauernweiber und die Nase steckt in einem goldgelben Schnabel, wie bey der Amsel.“ — Alle diese Vögel verzehren crepirte Thiere, Mäuse, Schlangen Eidechsen und so Zeug, und für diese Dienste können wir ihnen wohl gönnen, daß sie etwa helfen kirsen, oder hier und da eine Birne versuchen.

Die ganze Armee der kleinen Vögel wollen wir nicht alle Mann für Mann

Die Stadt Biel.

(Siehe nachstehende Abbildung.)

Ein überaus freundlich gelegenes Städtchen am Fuße des Jura, zwischen Solothurn und Neuenburg, nahe dem lieblichen See, der von ihm den Namen trägt, mit 304 meist in altem Styl gebauten Häusern und mit etwas über 2000 gewerbsamen und thätigen Einwohnern, die als Bürger und Landleute, theils ihren städtischen Gewerben, theils der Cultur ihrer Matten und Weinberge leben. — Die Stadt hat ein hohes Alter, und die Zeit ihres ersten Entstehens und Aufblühens ist unbekannt, denn was von verschiedenen Chronik: Schreibern angeführt wird: daß Biel unter den zwölf Städten Eine gewesen sey, welche die alten Helvetier 60 Jahre vor Christi Geburt, bei ihrem Zuge nach Gallien, verbrannt hätten, besteht in Muthmaßungen, die keinen sichern Grund haben. Die älteste Urkunde von Carl dem Großen im Jahr 814, dem Kloster zu Münster in Grangfelden ausgestellt, erwähnt schon eines Zolls zu Biel; die Burg ward bereits im elften Jahrhundert von den Edeln von Biel, die man aber nur dem Namen nach kennt, bewohnt. Graf Ulrich von Neuenburg, dessen Vorfahren wahrscheinlich die Edeln von Biel waren, erhielt im J. 1169 vom Kaiser die Reichsvogtenwürde. Ein Abkömmling dieses Ulrichs, dessen Würde als Reichsvogt erblich wurde, war Heinrich, Graf zu Neuenburg, der im Jahr 1274 Bischof von Basel wurde und dadurch dieß Vogtamt an sein Bisthum zu bringen wußte. Damit fielen im J. 1274 auch dem Letztern

aufmarschiren lassen, sondern Bataillonsweise, oder gar nach Brigaden. Singvögel, wie Finken, Distler, Lerchen, Hagspaken u. s. w. sind überall. Aber sie vermindern sich, weil immer mehr Wald ausgerottet, mehr Land angebaut wird. Die Lerchen zum Exempel haben sich gar sehr vermindert, seit dem die Brache aufgehoben ist. Auch die abscheuliche Gewohnheit, die ihr euern Kindern durchaus nicht nachlassen solltet, die Nester auszunehmen, ist Schuld, daß diese schönen Vögel nicht aufkommen.

Drosseln heißen auf gut deutsch diejenigen Vögel, die man in Letschen für die Küche fängt, Amseln, Drosteln, Misteler, Reckholdervogel. Auch diese werden je länger je seltener, und die herrliche Singstimme der Drosteln hört man bald wenig mehr. Das Oberland schickt manchmal seine grauen, schäckigen Ringelamseln ins Land herab.

Die Schwalben sind liebe Hausfreunde. Dazu gehört das Schwalmeli, das Spyrli, der Kirchenspyr, und der große Thurmspyr. Nahe verwandt ist die sogenannte Nachtschwalbe, ein seltener Vogel, und um so weniger bekannt, da er am Tage sich nicht sehen läßt. Er fliegt nur über der Erde hin, fängt Nachtschmetterlinge, Fiolter und andere Insekten, und weil er dann und wann etwa in einen offenen Geißtall hinein gefahren ist und sein weites Maul aufgesperret hat, so hat man gemeint, er wolle die Geißmelken, daher der Name Geißmeler. Ob aber ein Vogel mit seinem harten Schnabel eine Geißmelken könnte? Das glaubt kaum einer der weiß, was saugen oder melken ist. — Gut Nacht für hüt.

(Die Fortsetzung folgt.)

alle Rechte auf Biel zu. Dieß veranlaßte einen Krieg zwischen den Grafen von Neuenburg und dem folgenden Bischofe, den Kaiser Rudolf (von Habsburg) endlich mit den Waffen zum Vortheil des Bischofs von Basel entschied. Hierauf stützte sich auch das Recht, welches die Bischöfe von Basel bis zum Umsturz der alten Verfassung im J. 1798 über Biel zu behaupten versuchten. Indeß diente diese Verbindung doch zur schnellern Aufnahme der Stadt, und zur Erwerbung beträchtlicher Freyheiten, indem der damalige Bischof ihr bey obervähntem Kaiser Rudolf die Ausstellung einer Urkunde im J. 1275 bewirkte, worin ihr gleiche Rechte und Freyheiten wie Groß-Basel ertheilt wurden. Biel gelangte so zu den Rechten einer Reichsstadt. Diese Freyheiten zogen bald einen zahlreichen Adel aus der Nachbarschaft dahin, von welchem in den folgenden Jahrhunderten über dreyßig der angesehensten Geschlechter in der Stadt das Bürgerrecht hatten. Das Faustrecht jener Zeit, nach welchem sich die Großen und Kleinen ihr wirkliches oder vermeintes Recht mit dem Schwerdte in der Hand in unzähligen Fehden zu verschaffen suchten, zwang auch diese Stadt schon frühe, von ihrem Waffenrecht Gebrauch zu machen, und sich durch Bündnisse mit Benachbarten zu sichern. Mit dem benachbarten Bern schloß Biel schon im Jahr 1279 einen Bund, worin der bischöfliche Mayer mit dem Rath und der Bürgerschaft genannt wird, und beyde Theile sich auf 5 Jahre gegenseitig Rath, Hülfe, Vertheidigung und Aufrechthaltung ihrer Rechte und Freyheiten versprochen. Dieser Bund zwischen Bern und Biel wurde im J. 1352 in ein ewiges Bünd-

niß verwandelt, in welchem Jahr die Stadt auch ihre Handveste vom Bischof Johann empfing. — Jenes ewige Bündniß mit Bern gab indeß die Veranlassung zu jener empörenden Gewaltthat, welche sich Johann de Vienna an Aller-Heiligen-Tag im J. 1367 gegen Biel erlaubte, indem er diese Stadt — nachdem er ihre vornehmsten Bürger gefangen genommen und Alles geplündert hatte — verbrannte, weil sie dem Bündniß mit Bern nicht entsagen wollte. Die Hülfs-truppen der Berner kamen zu spät, bemächtigten sich aber der Burg, zerstörten sie zum Theil und befreiten die Gefangenen. Die Bürgerschaft wollte anfangs die zerstörte Stadt verlassen, allein Johann's Nachfolger, Bischof Immer von Ramstein, erweiterte ihre Freyheiten, bestätigte ihre Handveste, vernichtete die von seinem Vorgänger zu ihrem Nachtheile ausgestellten Urkunden. Die Stadt wurde nun fester und schöner erbaut, und hob sich bey den folgenden Unruhen und Kriegen in der Schweiz durch ihre vermehrten Bündnisse mit Solothurn (1382), mit Freyburg (1496), durch ihre genauere Verbindung mit den Eidgenossen und die Tapferkeit ihrer Bürger, ungemein. Unter ihrem Stadtpanner und Oberbefehl stund alle bewaffnete Mannschaft von Neuenstadt und aus dem Erguel; seinen Bundesgenossen, besonders Bern, leistete Biel von den frühesten Zeiten an, nicht nur in den Fehden mit dem benachbarten Adel, sondern auch in den schwersten Kriegen, mit den Herzogen von Oestreich, mit Karl dem Kühnen von Burgund, im Schwabenkriege u. s. w. den heldenmüthigen Beystand; sonst hätten die Bieler bey Murten unter

die
hof
ind:
ung
lche
ller:
Biel
ach:
gen
—
mit
Ifs:
ich:
um
Die
rie
ch:
in,
hre
or:
ten
ter
den
der
isse
ng
ng
eit
em
ber
nd
n,
u:
en
ch
er:
h:
ge
o:
er

Die Stadt Biel und deren Umgebung.



Foster nicht allein achtzehn Fahnen genommen, und Hans von Hallwyl diesem auf dem Marsche zur Schlacht, als er ihn bey Kerzers fragte: Wo die Bieler seyn sollen? nicht geantwortet: „Bern und Biel sind immer Eins.“ Dieß, und so viel andere Freundschaft gegen die übrigen Orte der alten Schweiz, war der Grund, warum schon vor bald dreihundert Jahren Biel als ein zugewandter Ort der Eidgenossen angesehen wurde. Ungeachtet ihrer Verbindung mit dem Bischof von Basel, ward Biel doch immer als ein unabhängiger Staat behandelt, und erst kurz vor dem Untergange der alten Eidgenossenschaft (den 14. Sept. 1797), wo die französischen Truppen das St. Immerthal besetzten, mit Frankreich vereinigt.

Biel hat die Ehre und den Ruhm, der Geburtsort und die Vaterstadt Thomas Wyttenbachs, des Vaters der schweizerischen Reformatoren (geb. 1472), zu seyn. Aus seinem Unterrichte schöpfte sein Schüler, Huldreich Zwingli, der nachherige Zürchersehe Reformator, in Basel: „Die Verstandniß und Auslegung der heil. Schrift aus den Grundsprachen;“ sie waren sich Geistesverwandte und treue Freunde im Werke der Glaubensverbesserung; Biel schwankte, da einige angesehene Geschlechter die Sache des Bischofs zu der ihrigen gemacht hatten und die Reformation zu hintertreiben suchten, bis endlich, nach der Disputation zu Bern, im Jänner 1528 die Frauen der Bürger zu Biel die Annahme des evangelischen Bekenntnisses durchsetzten, und von da an bis in die neueste Zeit, zur Erinnerung dieses ihres Verdienstes, den Vorrang vor den Männern beim Genuße des heiligen Abendmahles behauptet hatten,

Durch die Erklärung des Wiener Congresses vom 20. März 1815 kam Biel noch im nämlichen Jahre (23. November) mit dem bedeutendsten Theil des Bisthums Basel an die Schweiz zurück, und zwar an seine älteste Verbündete an Bern. Ob auch in Hinsicht des Handels, durch die Abtrennung von Frankreich, Fabriken und Manufakturen nicht mehr in dem blühenden Zustande sich befinden, wie früherhin, so hat Biel auf einer andern Seite unendlich mehr gewonnen, indem die Gefahren des Schleichhandels für diesen Ort abgewendet, und Kirchen und Schulen in einem weit bessern Zustande sind. Das unter dem Schutze der Regierung im Jahr 1817 gegründete und von ihr jährlich mit 5000 Liv. dotirte Gymnasium, ist für den reformirten Theil der Leberbergischen Aemter eine Erziehungs- und Bildungsanstalt, die mit den ersten der Schweiz wetteifert. Durch die Vorsorge der Magistratur des Orts haben sich nicht bloß die reizenden Umgebungen, sondern auch seine Gassen und Gebäude um Vieles verschönert. Größere Reinlichkeit und Ordnung hat begonnen, und fängt an sich überall zu zeigen. Außer den naturhistorischen Merkwürdigkeiten, welche die Granitblöcke des Jura, zunächst ob der Stadt, und die berühmte Quelle, welche über hundert Brunnen mit Wasser versieht, darbieten, hat die Stadt auch noch in andern Beziehungen viel Merkwürdiges und Sehenswerthes. Dahin gehören Willemins Denkmal in der Nähe der Quelle, die reiche Urkundensammlung des Herrn Amtstatthalters Wildermett, das Münzkabinett, so wie die Bibliothek des Hrn. Oberst Heilmanns, die Aussicht vom weißen Hause, vom Ried und von der

Belle-vue; dann die herrlichen Alleen nach dem See hin. Die schönen Landhäuser bieten dem Freunde der Natur die mannigfaltigsten und geschmackvollsten Anlagen dar. In diesen reizenden Umgebungen ist es, wo in der neuesten Zeit für Kranke die Fürsorge getroffen wurde, daß sie nicht nur die Seebäder, sondern auch die Eismilch und Ziegenmolken gebrauchen können. Das Klima ist äußerst milde, und die Bewirthung wie das Logis im Römerbade trefflich, bequem und billig. An der Straße gegen Solothurn findet sich zu Bözingen der Eisendrath's Zug, und gegen Mett hin eine Baumwollen-Spinnmaschine. Sollte die im Plan liegende, von Biel dem See-Ufer entlang, am Fuße des Jura hinlaufende, über Neuenstadt nach Neuenburg anzulegende Straße zu Stande kommen, so dürfte Biel hinsichtlich des Handels und Verkehrs zu einem Wohlstande gelangen, dessen es sich in keiner der frühern Zeiten zu erfreuen hatte.

Der See, der von der Stadt den Namen hat, ist drei Stunden lang, $\frac{3}{4}$ St. breit und 217 Fuß tief, und sehr fischreich. In ihn ergießen sich ein Arm der Schuß und die Zihl, durch welche er wieder so langsam abfließt, daß man seit langer Zeit mit Mühe und Kosten seinen häufigen Ueberschwemmungen vorbeugen mußte. Die Abhänge des nördlichen Ufers sind mit Weinbergen und Waldungen bedeckt, hinter welchen der Chasseral oder Gestler, ein Gipfel des Jura, sich erhebt.

Die Insel ist unter dem Namen Petersinsel durch Rousseau, der sich im J. 1765 hier aufhielt, berühmt geworden. Sie hält etwa 20 Minuten im Umfange, und ihr höchster Punkt ist 120 Fuß über den See.

Bis 1485 wurde sie von Mönchen bewohnt. Jetzt gehört sie dem Spital zu Bern. Mit Kornfeldern, Wiesen, Weinbergen und Waldungen bedeckt, ist sie unerschöpflich an Schönheiten, und bietet die mannigfaltigsten Aussichten dar. Zur Zeit der Weinlese versammeln sich aus der ganzen Umgegend an Sonntagen die Einwohner in großer Anzahl.

10.

Die lachenden Erben.

Ein gewisser Arzt hatte einen Kranken zu besorgen, der nach seinem Tode ein großes Vermögen lachenden Erben hinterließ. Als der Arzt nun seinen hochanstehenden Conto eingab, und die Erben sich darüber beschwerten, erwiederte ihnen der erstere: Ihr sollt froh seyn, daß ich euch um einen so wohlfeilen Preis zum Erbe verholfen habe. Die Erben aber, welche die Richtigkeit dieser Erwiederung einsahen, bezahlten lachend die Anforderung.

11.

Unsere Unarten.

(Eingefendet.)

Wenn vornehme Fremde ihre Menschenfreundlichkeit dadurch bekrunden, daß sie unsere Unarten bemerken, und öffentlich bekannt machen, so wirst du Bote mir doch nicht übel nehmen, wenn ich als ein Landsmann auch ein Paar Unarten durch deinen Kalender zur Sprache bringe, über die ich und viele andere sich schon oft gedregert haben. Und zwar ebenfalls:

I. Drey Unarten auf der Straße. Erstlich daß so viele Leute unverschämter

Weise unerlaubte Fußwege machen, den Leuten mitten durch die Güter laufen, oft neben dem gebahnten Fußweg hin noch einen andern machen; um einen kleinen Umweg zu ersparen durch alles hinlaufen, und — trotz Verbot und Warnungszeichen — doch thun, was sie nicht gerne leiden würden, wenn andre es ihnen auch thäten. Zum andern die abscheuliche Unart, daß nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene, überall hin ihre Nothdurft verrichten, und wie die Bierbeinigen und Unvernünftigen ihren Unrath an und in den Straßen, ja oft mitten in schmalen Fußwegen liegen lassen. Das ist eckelhaft und geradezu säuisch! Zum dritten giebt es Gegenden im Lande, wo man auf der Straße keinen guten Morgen, oder guten Tag, kein Gott grüß euch zu hören bekommt, und noch froh seyn kann, wenn man auf einen freundlichen Gruß, ein trockenes „danki Gott!“ hört. Das ist aber unhöflich und unfreundlich.

II. Drey Unarten in den Häusern. Nummer 1. hat es mich oft geärgert, die Unordentlichkeit, Hotscheren und Unsäuberlichkeit in unsern Bauernhäusern zu sehen. Es giebt Gegenden in unserm Kanton, wo man von Holz, Spähnen, Gerüst, Unrath, Mist, Koth u. s. w. fast nicht zur Hausthüre kommt. Drinnen ist's noch ärger. Da hangen um den Ofen her Manns- kleider, Weiber-Röcke, nasse oder durchschwigte Strümpfe, Stallhosen, schmutzige Hemder und dergleichen, und darunter stehen die Speisen, an der Wärme, und das giebt einen Anblick und einen Geruch, der mir wenigstens das Essen verleiden würde. Nummer 2. So ist unverantwortlich, wie gottlos leichtsinnig fast durchweg mit dem Feuer umgegangen wird; wie die Stroh-

dächer fast auf den Boden herab recken, wo jeder Funke von einem Licht, oder aus einer Tabakspfeife das größte Unglück anstellen kann; wie die Feuerblatten oft so schlecht verwahrt sind, und die ganze Bauart so gemacht ist, als sollte das Haus mit Fleiß angezündet werden; und hundert andere Thorheiten und Unvorsichtigkeiten noch mehr. — Und endlich Nummer 3. Der eben so große Leichtsinn, woben die sittliche Aufführung der Dienstboten, ja sogar der eigenen Kinder nicht beaufsichtigt wird. Ob Knechte und Mägde auch etwa beten und lesen, ob sie zur Kirche, besonders in die Kinderlehre gehn, oder ob sie schlechten Umgang haben, die Knechte und Söhne Nachtschwärmer sind, die Mägde und Töchter Kilter haben, daß darauf so wenig geachtet wird, das ist schändliche Unart, die aber auch böse Früchte trägt.

III. Drey Unarten in der Kirche. Die erste ist, daß so viele Leute nicht singen wollen, und sich sogar schämen ein Psalmbuch in die Kirche zu tragen, gerade als wäre es etwas unrechtes Gott zu loben! und zwar sind darunter oft Pürsche, die denn beim Wein, oder auch Nachts auf der Straße schon singen, wo es um meistens unflätige Lieder zu thun ist! — Die andre Unart, daß die Sänger nicht beisammen, sondern in der Kirche herum zerstreut sind, woraus mein Tage kein rechter Gesang werden kann. Zwar sollen überall die Sänger vorn auf der Emporlaube beisammen stehn. Aber da giebt's unartige Bengel, welche sich hervordrängen, um nach den Meitli zu sehn, die unten in der Kirche sitzen; die Sänger mögen in der Kirche nicht zanken und werden so vertrie-

ben. — Die dritte Unart in der Kirche ist an den meisten, doch nicht an allen Orten, nämlich daß nach dem Segen alles auf einmahl aufsteht, alles auf einmahl zur Thüre hinaus will, woraus ein unanständiges Treiben, Drücken und Drängen entsteht. Weit schöner sah ich an einigen Orten, wo eine Bank nach der andern, eine Person hinter der andern sittig und still heraus geht, wie aus einer Kirche und vom Gottesdienst hinweg schieklich ist. An vielen andern Orten aber laufen die Leute heraus wie — die Thiere aus einem Stalle.

Diese Unarten hab' ich bemerkt, und du Bote würdest mir ein Gefallen thun, wenn du sie bekannt machtest, damit die Leute sich darnach richten können.

Ein Freund der Ordnung.

12.

Hausmittel.

Nimm die Geduld als Magd ins Haus;
Sie hilft dir ein, sie hilft dir aus.

Doch hüt' dich, wenn sie herrschen will,
Sonst steht die ganze Wirthschaft still.

Als Hausarzt nimm den Fleiß dir an,
Das ist der wahre Wundermann,
Der, ohne Saft und Pillen,
Durch seinen bloßen Willen,
Aus Seel' und Leib dir treiben kann
Die Dünste und die Grillen.

Ich habe gute Dienerschaft;
Die Knechte heißen Selbstgeschafft,
Und Spät zu Bett' und Auf bei Zeit.
Die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit.
Durst, Hunger heißen Schenk' und Koch.
Hab' auch zwey Edelknaben noch,
Genannt Gebet und Gut Gewissen,
Die, bis ich schlaf, mich wiegen müssen.

Erfahrung — die kommt, liebes Kind,
Von Außen oft; doch halb und halb
Muß sie vorher auch in dir leben,
Sonst müßte ja ein jedes Kalb —
Durch fremde Lehr' ein gutes Kind
Und einen — weisen Ochsen geben.

13.

Bruchstück aus der Briestafche des hinkenden Boten.

Der hinkende Bote ist, wie meine lieben Leser wissen, zwar Jahr aus, Jahr ein auf der Reise, um alles Merkwürdige, was sich in unserm theuern Vaterlande ereignet, einzusammeln, um es dem Leser brauchbarer aufzutischen. Allein bey seinem stark vorgerückten Alter und bedeutenden Leibesgebrechen (siehe das Titelblatt) verläßt er, um eigentlich die Wahrheit zu sagen, den Kanton selten oder nie, indem ihm, wie so vielen andern, in der väterlichen Ruhweide am wohlsten ist. Letzverfloßenen Sommer aber hatte er eine ganz besondere Veranlassung, eine Reise nach Konstanz zu machen, wo er einen reichen Vetter zu beerben hoffte. Wie elend es ihm da ergieng, wie alle seine Erwartungen gleich Seifenblasen zerplakten, und was für klägliche Abentheuer er auf der Reise erleben mußte, vernehmen meine Leser, wenn sie Theilnahme an den Schicksalen des alten Mannes zeigen, vielleicht ein andermal. Gegenwärtig folgt hier nur ein kleines Bruchstück aus seinem Reisetagebuche.

Ganz ermattet, jedoch aus leicht begreiflichen Gründen nur auf einem Beine müde, hielt ich mit einem leeren Geldbeutel und hungrigen Magen meinen bescheidenen Einzug in Zürich. Es war ein schwüler Sommertag

G

in der Mitte des Augustmonats, und deswegen sehnte sich mein lechzender Gaumen nach einer Erquickung, und unwillkürlich lenkte ich meine Schritte nach einem der besten Gasthöfe, wo ich zwar aus ökumenischen Gründen (wie jener gelehrte Krämer spricht) nicht hoffen konnte, an die Wirthstafel zu gelangen, wo aber bey dem gewaltigen Zuströmen von Fremden aus allen Ländern der Erde wohl auch ein Paar Brocken für mich abfallen mochten. In meinem Vaterlande sind mir zwar Beispiele genug bekannt von Menschen, welche nach einer weit geringern Anstrengung das Wirthshaus nie besuchen, ohne wenigstens sieben Schoppen Weins zu sich zu nehmen; vermuthlich weil dieses eine heilige Zahl ist. Allein so sehr ich auch sonst ein Freund des edeln Lebensaftes bin, so hatte ich doch für diesesmal beschlossen, ein Muster der Mäßigkeit und Nüchternheit zu seyn, und begnügte mich daher mit einem Viertelschoppen Nestenbacher, wozu ich für zwei Kreuzer Brod aß. Diese Labung genoß ich in einem Vorsaale, der durch seine herrliche Aussicht mich erquickte, und von Zeit zu Zeit auch andere Gäste des Hauses herbeilockte. Tief in einen Winkel meines einsamen Fensterchens gedrückt, belauschte ich nun da folgendes Gespräch einiger, wie es mir schien, vornehmer Reisender:

Zuerst trat ein prahlender Franzose auf, welcher mit allen, seiner Nation eigenen, Kunstausdrücken über die Langsamkeit der schweizerischen Kutscher fluchte, und die Seligkeiten seines Landes pries, wo mit stets gewechselten Extrapostpferden der Reisende wie im Fluge von einem Ende des Reiches bis zum andern eilt. Ein abgemessener Engländer, dem aus pflichtschuldigem Nationalhasse jeden Augenblick die Galle gegen

den Franzosen überzulaufen schien, benutzte eine kleine Pause, wo der Franzose Athem schöpfen wollte, um mit einem verächtlichen Blick auf jenen die Vorzüge eines Dampfschiffes auseinander zu setzen. Ein anwesender Russe hingegen rühmte die Schnelligkeit der Kosakenpferde um Petersburg, und beschrieb uns anschaulich die Rennthierfahrt in Lappland und den unglaublich schnellen Flug der Reisenden in Kamtschaka, welche in einem Schlitten von zehn Hunden gezogen mit Blitzesschnelle über die Eisfelder dahingleiten. Ganz erstaunt, und wahrhaftig mit offenem Munde über alle die nie gehörten Wunder der Schnelligkeit, saß, gleich mir, ein Bauer hinter seinem Schoppen, und wagte es endlich, die vornehme Herrschaft mit seinen Fragen zu belästigen. Aber in aller Welt, sprach er, ist denn bey einer solchen rasenden Eile gar keine Gefahr? bricht kein Strick? geht kein unheilbringender Nagel verloren? O alles ist stets im besten Zustande, antwortete der Franzose, nur kann höchstens hie und da von dem Umwerfen des ganzen Fuhrwerkes die Rede seyn. Der Engländer gestand, daß bisweilen das Zerspringen eines Dampfkessels in einem Dampfschiffe ungefähr die nämlichen Folgen habe, wie das Zerspringen einer Pulverkammer. Der Russe endlich gab zu, daß die Kamtschalischen Hunde zuweilen den ungeschickten Inhaber eines Schlittens umwerfen und über das Eis hin in alle Abgründe zu Tode schleifen.

Nun ihr Herren mit Gunst! sprach der Bauer, da lobe ich mir die schweizerische Bedächtlichkeit, da lobe ich mir besonders das sittsame Fuhrwerk meines Gevatters, des Herrn Hans Hegels, gewöhnlich Posthegel genannt, und den ich Ihnen allen zur

Weiterreise will empfohlen haben. Schnell bringt er Sie zwar nicht vorwärts, aber sicher und kurzweilig. Die alte Schachtel, die er Ihnen als Chaise anbietet, hat ihre großen Vorzüge, wenn man einmal glücklich eingestiegen ist. Der Herr Gevatter hält bey jeder Schenke und bey jeder Kneipe still, um seinen Muth anzufrischen. Und nun bedarf er keines Posthorns, denn seine Stimme schmettert auf Viertelfunden weit, daß ihm alles aus Weg gehen kann, wer will. Des Nachts bedarf er keiner Laterne, denn seine Kupfernase leuchtet besser, als ein amerikanischer Leuchtturm. Und die Längeweile darf der Reisende gar nicht fürchten, denn Gevatter Hans Hegel erzählt ihm mit einer Redseligkeit ohne gleichen alle Küchen- und Brunnengeschichten der ganzen Gegend. Vom Umwerfen kann wegen der zahmen Rosinante nur dann die Rede seyn, wenn, was freylich mehr als einmal begegnet ist, Hans Hegel allzutief ins Glas geguckt hat. Sonst mag er noch ein so ziemlich großes Maas ertragen.

Die fremden Herren dankten lachend für die liebliche Empfehlung und gingen ihrer Wege; ich aber saß in tiefen Gedanken versunken hinter meinem leeren Glase, und wünschte mir seufzend meinen Gevatter her, der ein wohlbemittelter Kutscher in Bern war, und zuweilen Fremde nach Zürich führte. Ach vielleicht würde er sich meiner armen müden Knochen erbarmen, und mich auf der Rückfahrt etwa als Contrebande hinten auf den Wagen lassen, vielleicht sogar meinen theuren Nestenbacher dem Wirth bezahlen, den ich sonst gar nicht zu befriedigen wußte. Verlegen schob ich meinen Hut auf dem Kopfe herum, und siehe, als ob es des Fortunatus Wunsch-

hütlein wäre, da trat mein Gevatter zum Vorsale herein, führte großmüthig meine Wirthshauschuld mit vier Kreuzern ab, lud mich in seine ganz leere Berline, und führte mich glücklich nach Hause. Einzig diesem Umstande haben es vielleicht meine werthen Leser zu verdanken, daß ich noch zu rechter Zeit und wohlbehalten anlangte, und folglich dieses ihr liebstes Lesebuch, nämlich der Kalender, nicht ganz ausblieb.

Kein Wort von der Freude des Wiedersehens mit meiner alten Hausehre, die mich ganz verloren geschätzt hatte! Kein Wort von dem Jubel meines Hausvolkes, das ich mit etlichen altbackenen Bernerwegglenen erfreute, welche ein Engländer in der Kutsche vergessen hatte, und die mir Gevatter Kutscher großmüthig abtrat, damit ich doch nicht ganz leer nach Hause zurückkehre. Solche rührende Szenen gehören nicht vor das große Publikum!

14.

U m s c h r e i b u n g.

- 1) Herz, mys Herz, warum so trurig?
Und was soll das Ach und Weh?
'S ist so schön uf dieser Erde!
Herz, mys Herz, was fehlt der meh?
- 2) Was mer fehl' ? Es fehlt mer alles,
Bi so gar verloren hie! —
Syg es schön uf dieser Erde,
Doch mys Heimeth ist sie nie!
- 3) Ha lei Vater meh, lei Mutter;
Doch e Vater weiß i no.
Er wohnt nit uf dieser Erde,
Chönnt' i doch bald zue ihm cho!
- 4) Ach i d's Heimeth möcht' i einist,
Möcht' hinuf zum liebe Gott!

Ob de Wulke, ob de Sterne,
Ob dem schönen Abendroth!

- 5) Blume gits no viel hienieden!
Ach sie blühe nit für mi!
Und die Früchte? — Ach sie reifen
Wohl für andri, mir doch nie! —
- 6) Und die Sonne scheint so freudig?
Ach 's ist dunkel doch i mir!
Alli Freude sy verschwunden,
Bloß der Schmerz wohnt b'ständig hier!
- 7) Aber d'Menschen sy so fründlich?
Ja, zum Schyn, doch wyter nit.
Geits der übel, b'halts im Herzen,
Denn es briegget keine mit!
- 8) Herz, mys Herz, i Gottes Namen,
'S ist es Ende, gieb di dry.
Will's der Herr, so kann er helfen,
Daß mer bald im Heimeth sy!

15.

Das Denkmal von Sankt Niklausen.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Wenn man von Nidau nach Narberg geht, findet der Wanderer auf der Höhe jenseits Bellmont, da, wo die Straße sich bald nach Sankt Niklausen hinabneigt — rechts am Walde — einen Denkstein, auf welchem folgende Worte mit lateinischen Buchstaben eingegraben sind:

Hier

fielen den 5. März 1798 im Kampfe
für Freyheit und Vaterland:

J. J. Antener, von Orpond.
Christ. Etter, von Borgen.
Nikl. Frey, von Orpond.

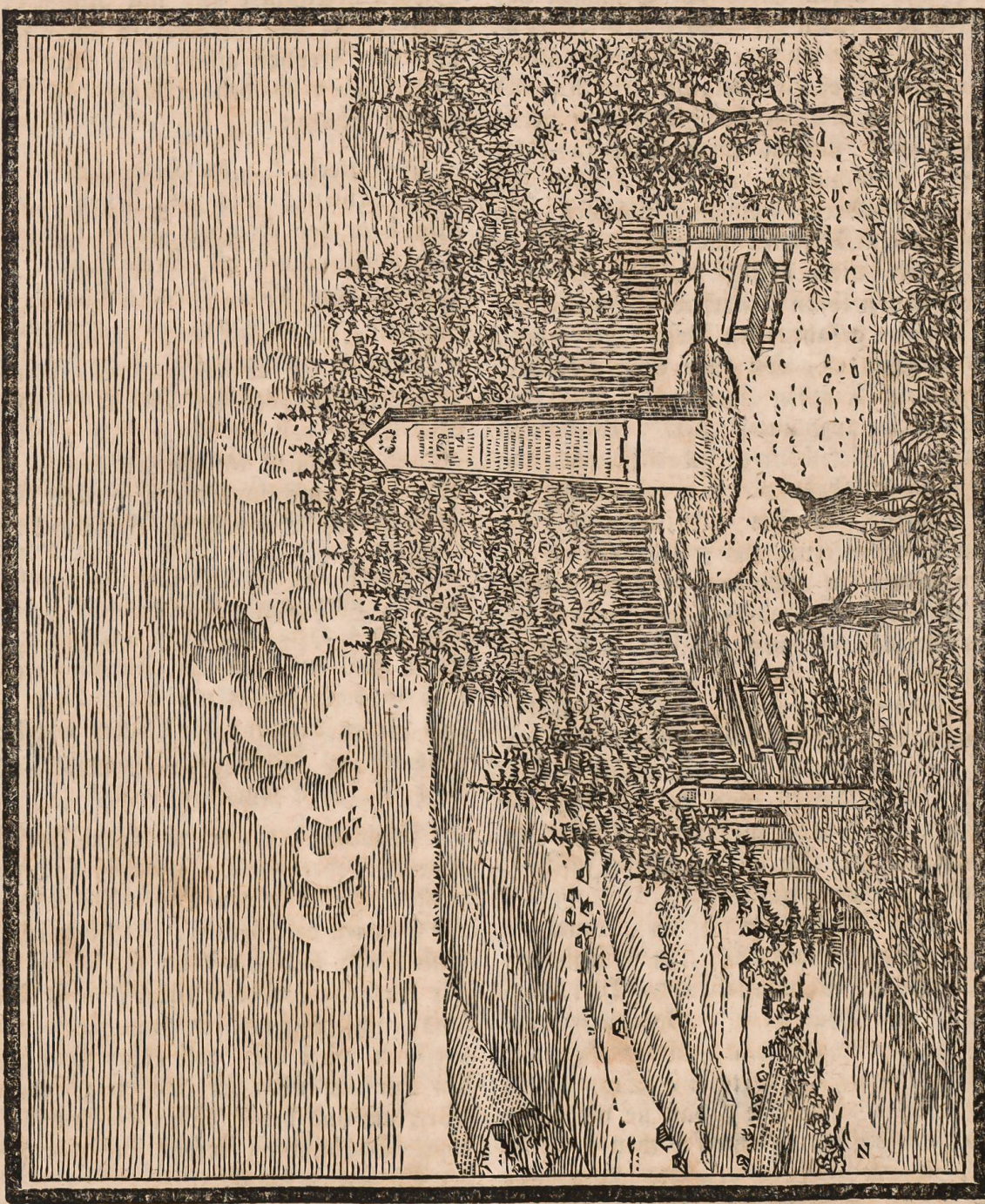
Pet. Heint. Gysi, von Kappelen.
Friedrich Heer, von Madresch.
Nikl. Heimberg, von Lengerswyl.
Joh. Friedr. Kehrband, von Narberg.
Chr. Köffel, von Worben.
Benedikt Mörj, von Hermrigen.
Jak. Peter, von Radolfingen.
Adam Scherter, von Radolfingen.
Nikl. Schorj, von Dampfwyl.
Jak. Wielang, von Schüpfen.
Joh. Ulrich Wyler, von Sumiswald.

Dem Andenken der Gefallenen.

Hier, im Angesichte des Jura und der Alpen, läßt sich der müde Wanderer gerne auf die Rasensitze am Fuße des Denkmals, oder auf die zu beyden Seiten angebrachten Bänke nieder, um unter dem kühnenden Schatten der hohen Fichten und Platanen des wunderschönen Anblicks zu genießen, den hier die Natur ihrem Freunde darbietet: Unten schlängelt sich die Ziehl durch blumenreiche Matten und wallende Aehrenfelder nach dem freundlichen Aegerten und dem ehrwürdigen Gottstadt, wo einst in klösterlicher Stille Bernhardiner-Mönche ihre Tugenden vor den Augen der Welt verbargen; weiterhin glänzt ein Silberstreif der Aar und im Hintergrunde dieser unnennbar schönen Landschaft strahlt, als ein schimmernder Punkt, Sankt-Ursen-Stift, am Fuße des Weißensteins, aus dem freundlich anmuthigen Solothurn, weit umher im Glanz der sinkenden Sonne.

Aber den Wandrer umrauscht das Flüstern leiser Abendwinde; um ihn her ruhn die Männer und Jünglinge, die sich hier dem Tode weiheten; er erhebt seinen Blick voll Wehmuth auf das Grabmahl, welches ein gefühlvoller Sohn der Alpen ihnen errich-

Das Denkmal von St. Nitzlausen.



tete; ihm säuseln gleichsam Stimmen aus einer andern Welt die Worte zu: „Den, der für's Vaterland den Tod nicht scheut, erwartet dort der Himmel, hier sein Ruhm.“

Die Edeln, welche hier schlummern, fochten und starben zwar nicht in einer großen Feldschlacht, wie die Helden bey Laupen, sondern in einem erfolglosen, unbedeutenden Gefechte; sie wurden überwunden, aber nicht besiegt. Verlassen und getrennt von ihren Kameraden, standen sie auf diesem gefährvollen Posten vereinzelt, bis sie von den, von allen Seiten herbeystömenden Feinden übermannt, dem ungleichen Kampfe unterlagen. Wiederholt hatten sie dieselben zurückgeschlagen und ihren Posten behauptet; aber endlich, da die Angriffe sich stets und immer mit frischen Truppen erneuerten, bedeckten sie mit ihren Leibern die Kanonen, und verbluteten auf denselben ihr theures Leben, indem sie, keine Gnade annehmend, sich noch sterbend vertheidigten.

Billig ehrt und nennt die Nachwelt ihre Namen, und hat sie diesem Steine eingegraben, um zu ähnlicher, edelmüthiger Hingebung und Begeisterung auf die Tage der Gefahr und Noth das aufblühende Geschlecht zu entflammen. Darum nennt die Inschrift die Namen der Gefallenen.

Dieses Denkmal ward am Sonnabend des 9. Weinmonats 1824, dem Solemnitäts-Feste der Gymnasianer von Biel, von diesen, in Begleit und Gegenwart der Schuljugend von Nidau, militärisch eingeweiht; damals erinnerte eine Stimme die anwesenden Jünglinge, daß sie nie dieser Stunde vergessen möchten: theuer, über Alles theuer, soll ihnen die mütterliche Erde, die Heimath ihrer Väter, ihr mit

Siegen bezeichnete und mit Ruhm bedeckte Boden seyn und bleiben: so lange sie diese Lust der Freyheit athmeten; empor zu den unsterblichen Helden erklang das Lied in vollem Chöre:

O Vaterland, du Heldenland!
Vom Rheines: bis zum Rhodanstrand,
Wo hoch der Freyheit Fittig schwebt,
Und Heldenmuth die Seele hebt:
Sei hochgepriesen, theures Land!
Du bist des Schweizers Vaterland!

Das ist des Schweizers Vaterland:
Wo Eide schwört der Druck der Hand;
Wo Treue hell im Auge blüht;
Wo Liebe warm im Herzen sitzt;
Wo All' umschlingt der Eintracht Band:
Das ist des Schweizers Vaterland!

Das ist des Schweizers Vaterland,
Das, aller Eydgenossen Land!
Wo jedes Herz auf Gott vertraut;
Sein Heil im Heil der Andern schaut;
Wo in dem Streit um Aller Herd
Ein Jeder kämpft, der Väter werth:
Das ist der Schweizer Lösungswort
Das ist der Eydgenossen Hört.

Wanderer, der du an diesem Denksteine ausruhest oder vorüber wallest, suche deine Unsterblichkeit in den Tagen des Friedens, wie in denen der Gefahr, in dem hohen Gefühl, daß wir nur dann fortleben, wenn wir uns für unsere Brüder, unser Vaterland, unsere Freyheit hinzugeben wissen. Gestärkt wirst du, voll edler Entschlüsse, den Himmel über dir und die wundervolle Welt um dich her erblicken — denn du hast deine Bestimmung erfasst und den Beruf der Christen erkannt.

Der Bote schreibt abermal ein Avis-Blatt.

Zum Verkauf angetragen:

1) a. Zwanzig Säume Lakoten: Wein.
b. Etliche Hundert Mütt Korn. c. Einige
Fuder wohlgefaulten Bau. Alles gar dien-
lich zu Neujahrs-geschenken.

2) Das Narrenbuch vom Vater Abra-
ham. Es fehlen zwar einige Narren darin;
wer diese aber daheim nicht findet, kann dafür
mehrere überzählige Narrinnen haben, um
wohlfeilen Preis.

3) Eine große eiserne Geldkiste; wegen
Mangel Plazes — kein Geldes.

4) Claret oder Hypokras, bey Herrn A.
ist er extra gut; bey B. vortrefflich; bey C.
der beste, und bey D. der allerbeste. —
Hätten sie mir zum Versuchen geschickt, so
könnt' ich sagen, ob er gut ist.

Zu kaufen verlangt:

1) Ein schönes, wohlgelegenes und ab-
träglichen Landgut, wo möglich unentgeltlich.

2) Ein sicherer Alraun. Man würde
ihn gut bezahlen, sobald er Geld gebracht
hätte.

3) Ein schönes, sicheres Reitpferd,
gleichviel von welcher Rasse. Der Ver-
käufer müßte aber das Futter lebenslang
gratis dazu liefern.

Allerley Nachrichten.

1) Ein junges Frauenzimmer, das
immer zwanzigjährig bleibt, und alle Spra-
chen spricht, und alle Wissenschaften kennt,
und alle Handarbeiten in der höchsten Per-
fektion versteht, auch kochen, backen und

die Haushaltung führen kann, und den
Gartenbau studiert hat, würde in einem
guten Hause wohl aufgenommen werden.
Wenn sie Speise und Trank selbst schafft,
so bezahlt sie kein Kostgeld; und für ihre
eigenen Mobilien brauchte sie keinen Zins
zu bezahlen.

2) In dem Kunst- und Naritäten-
Kabinet des Herrn Bombostus, das aller
erlauchten Fürsten Bewunderung erregt hat,
und künftige Martin-Messe hier anlangen
wird, ist zu sehen:

Der Strick, woran sich Judas erhängte;
noch ganz neu, und dienlich;

Ein künstlicher Spiegel, welcher, es
mag darein sehen, wer da will, nie einen
Narren zeigt. NB. Es fehlt nur das
Glas daran;

Ein Makroskopium oder Verkleinerungs-
Glas, wodurch eine Kuh nicht größer er-
scheint als ein Floh. Dienlich für alle, die
sich an den Vorzügen ihrer Nächsten ärgern;
item zur Beschauung eigener Fehler und Ge-
brechen;

Eine Flasche voll Wasser aus der Sünd-
fluth, welches Herr Bombostus selbst bey
Dresden aus der Elbe geschöpft hat; ächt
veritabel.

Ein Sackpistolet, womit der König
Romulus seinen Bruder umgebracht hat.

Ferner die Wachsbilder von Tschingis-
kan, Tamerlan, Attila, Alexander dem
Großen, Napoleon ic., nebst andern be-
rühmten Eroberern; auch Löwen und Tigern
und andern wilden Thieren.

Verlorenes und Gestohlenes.

1) Da mein Pudel letzten Montag fort-
gelaufen ist, und sein Halsband daheim ver-
gessen hat, worauf sein Name Filou steht,

so habe ich dieses Halsband dem hinkenden Boten von Bern deponirt, damit sich jeder mann von der Identität der Personen überzeugen kann.

2) Da meiner geliebten Frau am letzten Marktdienstag im Gedräng die Sackuhr von der Kette gerissen worden und gestohlen, so wird derselbige redliche Finder gebeten, diese Uhr wieder zu bringen, wogegen ich ihm gerne die Frau zum Trinkgeld geben will.

17.

Merk's wen's trifft.

Der Bote ist einmal an eine Kindbeti geladen worden; und da haben die Leute gar weidlich aufgetischt, und war Fleisch da, daß man sich dahinter verbergen konnte, und Ruchli aufgestellt, wie Heuschöchli; besonders aber floß der Wein wie Bach, und wollte mich der Schreiber, der neben mir saß, immer zum Trinken nöthigen. Da sagt' ich: hör', ich will dir ein feines Histörli erzählen. Ein gelehrter Mann wurde einmal an einer Mahlzeit über die Gebühr zum Trinken genöthigt. Da fragt' er: en! für was seht ihr mich denn an? Nun, hieß es, für einen gelehrten und gescheiden Mann. En so macht mich doch nicht dümmer als eine Kuh, die auch weiß, wann sie genug hat!

18.

Sä! da heßt eis!

Wenn aber der Bote gar zu spizig angestochen wird, so kehrt er den Spieß wohl auch um! Da begegnet ihm der hochmüthige Müller von Nimm-nimm, und sagt: ich

bin erfreut, dich anzutreffen, Rudi! „Du bist der erste Schelm, den ich heute sehe!“ Da sagt' ich: hm! kein Wunder, hast du einen so langen Bart! Was soll das heißen? fragt' er. Und ich sage: hättest du dir heute Morgen um 8 Uhr vor dem Spiegel den Bart abgemacht, du hättest viel früher gesehen, was dich jetzt freuet. Und der Mühlearrer hat gesagt: sä da heßt eis.

Da chunt der größt Nar in my gnädig Herre Lande, sagte der Trüllmeister, als ich ins Wirthshaus trat. Und da bin ich ganz still neben ihn gestande, und habe ihm von unten in Nasenlöcher geguckt, und haben die andern gar herzlich gelachtet, daß er einen ganzen Kopf größer ist, als ich. Er aber hat gesagt: du T. Bub! kanst einem wüß sagen, wenn du schon das Maul nicht aufhust!

19.

Der Glätterinnen Art.

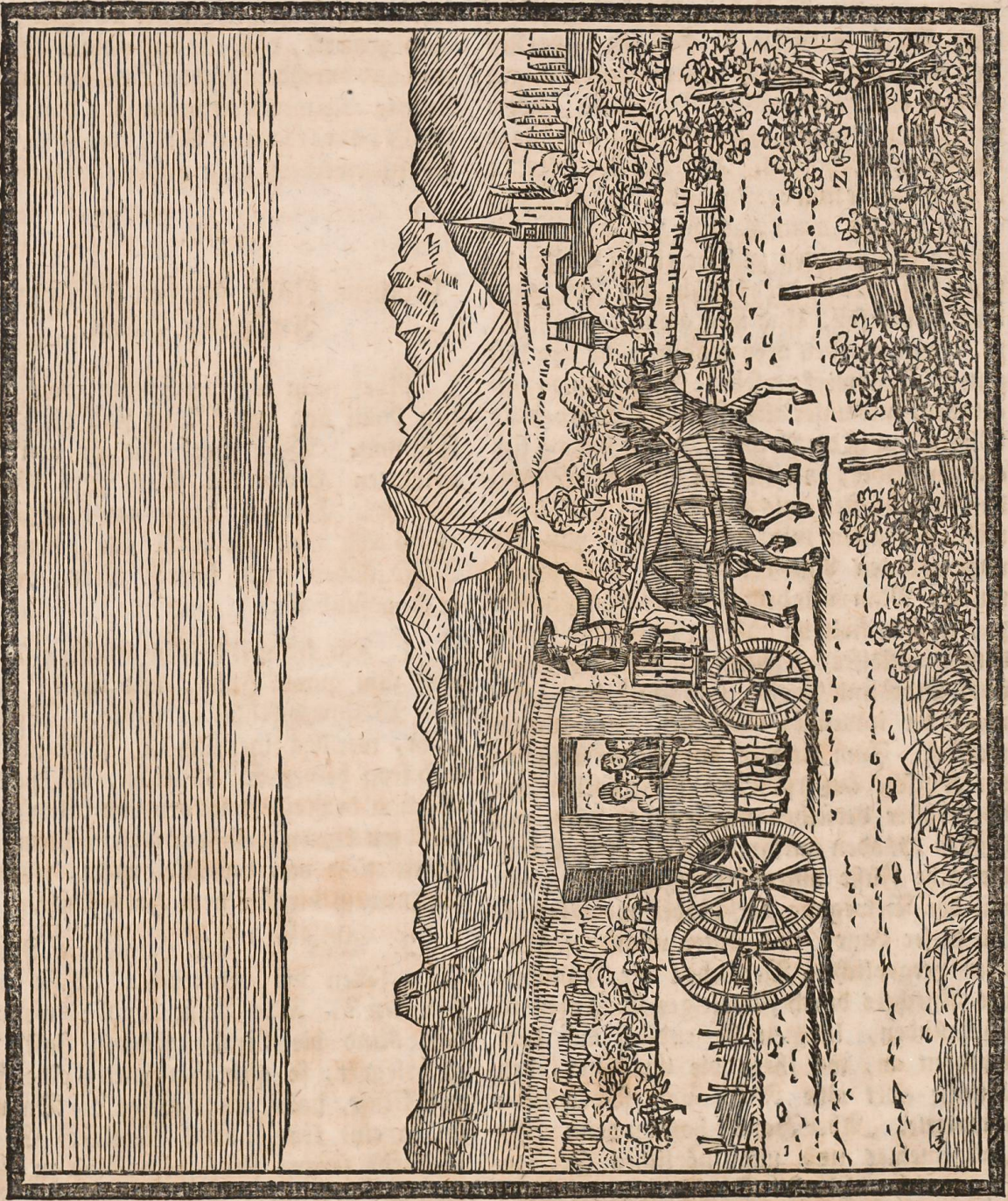
(Siehe gegenüberstehende Figur.)

In einem abgelegenen Winkel lebte aus den dürftigen Zinsen seines Gütchens ein gewisser Landedelmann. Er hatte es nie wagen dürfen, sich zu verehelichen, weil er eine Familie nicht standesmäßig hätte erhalten können, und nun im Alter litt er am Podagra und an der Langeweile. Einst hatte er glücklich die Hauswäsche überstanden, was ihm wegen dem lieblichen Geschnäder der Wäscherweiber stets eine kurzweilige Unterbrechung seines ewigen Einerleins war, da beschloß er, die Glätterinnen, welche nun vollends seiner Wäsche den höchsten Grad der Vollendung geben sollten, persönlich in seiner Kutsche aus dem drei Stun-

Du
ute
der,
das
t du
egel
her
der
.
m n
füll
und
nd
ckt,
het,
ich.
nem
icht

Die Glätterinnen.

us
ein
nie
eil
tte
er
nst
m:
be:
er:
n,
h:
re:
n:



den entfernten Städtchen abzuholen. Auf diese Weise gedachte er sich ein doppeltes Fest zu geben: erstlich seinem schwerfälligen Körper eine wohlthätige Bewegung; zweitens seinen Ohren einen trefflichen und lange entbehrten Schmaus. Der alte übelhörende Knecht wurde nun beordert, die beyden Ackerpferde vor die uralte Kutsche zu spannen, die sichern Nachrichten zufolge einem Schwedischen Offiziere im dreißigjährigen Kriege gedient haben soll. Und nun gieng es nach M. zu. Hier wurden drey wohlbeleibte und mit gutem Mundwerk versehene Glätterinnen aufgeladen, und unser alter Junggeselle kroch als Viertmann in die Arche. Hans schwang sich auf den Bock, und ließ die Gäule austreten, daß sie dampften, als auf einmal, hilf Himmel! der alten morschen Kutsche von der ungewohnten Last der Boden ausgebrückt wurde. Man rufte dem übelhörenden Knechte zu, er solle halten; aber dieser fuhr in rasendem Diensteifer mit seinen erwärmten Gäulen über Stock und Stein, und schien den Jammer, der inwendig herrschte, gar nicht zu merken. Zum Unglück waren die Sitze in der Kutsche äußerst schmal; die dormaligen Bewohner derselben mußten sich daher mit beyden Händen anklammern, während dem die acht Füße unten hervorzappelten, und mit der Bewegung der Räder wetteiferten. In dieser Lage, und unter unausgesetzten, aber vergeblichen Versuchen die Taubheit des Knechtes durch gewaltiges Schreien zu überwinden, langten sie endlich auf dem Landgut an, wo ihrer die Erlösung, den Knecht aber eine Fluth von Vorwürfen erwartete. „Aber Hans! hast du denn unser allgemeines und unaufhörliches Zetergeschrey nicht gehört?“ Der übelhörende Hans jedoch vertheidigte sich ganz kaltblütig. Das

beständige Schreien habe er wohl gehört, und auch gemerkt, daß alle auf einmal ihre lieblichen und durchdringenden Stimmen erschallen ließen; allein er habe geglaubt, dieses sey so der Glätterinnen Art, welche ja mit den Wäscherweibern nahe verwandt seyen!!

20.

Goldene Nüsse für den Weihnachts-Kindlein = Baum.

Aber nicht für die Kinder, sondern für den Vetti und das Mütli sind diese Nüsse bestimmt. Der Vote hat sie von einem gelehrten Herrn für Euch zum Geschenk erhalten. Er dankt dafür gar höflich; aber es danken vielleicht nicht alle, denn diese Nüsse haben einen bittern Kern, der aber doch gesund ist.

1. Du kramest deinen Kindern so manches zum guten Jahr, und thust, als ob das Weihnachtskindli es steure. Weißt du nicht, wer das eigentlich ist, so schäme dich, und frag' deinen Schulmeister. Weißt du's? So hab' ja Respekt davor, und bring' deinen Kindern keinen besoffenen Vetti heim, und sprich nicht von der Weihnacht, wenn der Brantwein dir aus dem Halse stinkt.

2. Was soll die vergoldete Ruthe? Was sollen die vergoldeten Nüsse daran bedeuten? Das heißt wohl: wenn du dem Kind die Ruthe gegeben hast, und es briegget, so gieb ihm hurtig eine Hand voll Nuß, damit es schweige? Da wärst du ja eine kreuzdumme Mutter. Es will vielmehr sagen: strafe dein Kind zu rechter Zeit und in rechtem Maß, so wird die Ruthe goldene Früchte tragen.

3. Laß dir nicht Angst werden, wenn dein Kindlein weint, so du es mit Recht und Vernunft züchtigest. Solche Thränen sind wie der Thau vom Himmel, der das Erdreich fruchtbar macht.

4. Weggen und Lebkuchen schenkst du deinen Kindern zur Weihnacht, und schöne Äpfel, und schöne Backen drein gesteckt; und das soll bedeuten: das Weihnachtskindli hat alles, was gut und schön ist, auf Erden gebracht! Hast Recht! Aber dann trage Sorge, daß deine Kinder an dir auch lauter Gutes und Schönes sehen und hören, und du dich nicht vor dem Weihnachtskindli schämen müßest.

5. „Aber warum soll ich den Kindern vorgeben, das Weihnachtskindli steure ihnen das, was ich ihnen gebe?“ Du fragst so, und ich antworte: darum, damit sie frühe an den Spruch glauben lernen: alle gute Gabe kommt von Oben, vom lieben Gott! — Dich Vater und Mutter finden sie viel leichter als Gott von sich selber.

6. „Aber es ist Schade, daß die Weihnacht im Winter kommt, wo die guten Kinder nicht außen herum springen können!“ Thut nichts, denn so kannst du sie eben lehren, daß der Mensch am besten thut, der seine schönsten Freuden daheim im eigenen Hause sucht.

7. „Das ist gut für die Reichen, den Kindern Weihnachtsgeschenke zu geben. Wir Armen vermögen das nicht.“ Ich wollte lieber, weiß nicht wie lang, keinen Wein oder keinen Kaffee trinken, oder keinen Taback rauchen, als daß meine Kinder an dem Tage sich nicht freuen sollten, daß der Herr geboren ist.

8. Das Geschenk aber thut's ja nicht allein. Thu' du christlichen Sinn dazu, so ist das kleinste viel. Ohne den hilft alles nicht.

9. „Aber was bedeutet der Weihnachts-Esel, und die verkleideten Leute, die mit ihm laufen, und die Kinder mit Wüsten machen erschrecken?“ Es bedeutet weiter nichts, als daß es Leute giebt, die machen wie dumme Esel, und sich nicht schämen, wenn's schon Weihnacht ist.

21.

Wer zuviel will, bekommt oft nichts.

Eingefendet,

und mit des Boten Anmerkungen begleitet.

In einem Dorfe, 2 Stunden von einer großen Stadt, lebte als Miethsmann ein junger, verständiger, ziemlich hübscher Webermeister bey einem angesehenen Hauseigenthümer, dessen Amt junge Burschen und Mädchen, die unklug waren, zu angestrigeln pflegte (1). Dieser und seine Ehehälfte mochten den Weber so gut leiden, daß die Frau ihm antrug, er möchte ihre Tochter heirathen, sobald sie von der Unterweisung absolvirt wäre; was kurz darauf geschah. Die Mutter eröffnete der Tochter, die längst schon ein Auge auf den muntern Weber hatte, ihren Wunsch, und diese war aller Freuden voll. Der erbetene Bräutigam oder Verlobte, der wußte, daß die Eltern schöne und viele Backen hatten, und dem die

1) Der arme Mann mag wohl erschrecklich viel zu thun haben.

Tochter besser gefiel, als ein Dornstrauch, machte ihr von nun an oft Geschenke, und machte ihr Besuche beim Mondschein (2), doch brauchte er das „Hoscho Eisi! la mi yne“ — niemals ganz auszusingen, denn das Fenster öffnete sich gewöhnlich schon beim Anfang (3). Jedesmal schloß die spät Besuchte das verliebte Wischiwaschi mit dem Versprechen ewiger Treue, und der Versicherung: niemand müsse ihr Mann werden, als er. Die Treue war aber nur von einer kurzen Ewigkeit (4), denn bald darauf lockte sie einen andern, bemitteltern Jüngling des Dorfes an sich (5); allein ihr geheimer Umgang blieb dem ersten Liebhaber nicht lange verborgen, und die doppelt verliebte Hochzeit-Candidatin setzte auch den Umgang mit dem Liebhaber Nr. 1 fort, denn einer von beiden sollte ihr Mann werden, wenn sich auch das Schicksal dagegen verschworen hätte (6). Der zärtliche Umgang mit Nr. 2 ärgerte endlich den Weber, und er dachte: ein gutes Wort findet eine gute Statt; Zutrauen erweckt Zutrauen. Auf und fort! Er geht und erzählt seinem Glücks-Genossen (7) seine Verhältnisse und

die ganze Geschichte. Dieser, ein vernünftiges Männchen, was sonst Verliebte nicht sind (8), sagte: sie hat dir nicht Wort gehalten, darum willst du sie nicht; mir wird sie nicht treuer seyn, als dir, darum will ich sogleich hingehen, und ihr trocken erklären, ich könne sie nicht brauchen, so wenig, als du (9). Und er that es. — Nun will sich keiner mehr um sie bemühen, denn die Jünglinge meinen, wenn sie etwas Rechtes für den Ehestand wäre, einer von den beiden Liebhabern hätte sie geheirathet. Nun ist das Mädchen, wie man zu sagen pflegt, zwischen Stühlen und Bänken, und macht Kalender (10).

Mädchen mit dem Zuckerherz!
Hast du dieses jezt vernommen,
O so mildre deinen Schmerz,
Denn ein Mann kann noch einst kommen.
Warte etwa fünfzig Jahr,
Dann ist die Geschichte' vergessen,
Und ein Schatz mit dünnem Haar
Wird dich dann nach Vahen messen!

- 2) Was doch der Mond nicht alles bescheinen muß! und er schweigt zu allem!
- 3) Nun desto schlimmer!
- 4) Das ist ein Widerspruch, Herr Schreiber; was kurz ist, ist nicht ewig, und was ewig ist, nicht kurz.
- 5) Das ist eben nichts Neues. Die Kaze läßt das Mauseln nicht, die Weiber naschen gern; und suchen öfter ein Gericht bey andern jungen Herrn.
- 6) Ja — wenn's halt nur ein Mann ist!
- 7) Er meint den andern Verliebten. Ist aber da wohl wenig Glück dabey, wie überhaupt bey dem Weibervolk.

- 8) Darum ist der Vöte so vernünftig, weil er nie verliebt war!
- 9) Nichts für ungut, Herr, das ist schlecht gesetzt.
- 10) Das ist das Beste an der Geschichte! Kalender macht sie? Haben wir deren nicht von allen Farben, jede Stadt einen eigenen, und manche gar zwey! Jezt noch die Weiber!



Constantinopel.



Constantinopel.

Man spricht seit einer Reihe von Jahren viel von den Türken, seitdem die Griechen sich gegen ihre tyrannische Herrschaft aufgelehnt haben und ihre Freyheit wieder zu begründen suchen, die ihnen diese im Jahr 1453 entrissen haben; besonders hört man viel von ihnen in der neuesten Zeit, wo ein Krieg zwischen ihnen und den Russen ausgebrochen ist. Es wird daher den Lesern des hinkenden Boten nicht unlieb seyn, etwas Näheres von diesem Volke zu vernehmen.

Die Türken wohnten ursprünglich am kaspischen Meere in Mittelasien, kamen unter ihrem Anführer Osman, von dem sie auch Osmanen heißen, in der Mitte des 13ten Jahrhunderts nach Vorderasien ans schwarze Meer, setzten 100 Jahre später nach Europa über, und wieder nach 100 Jahren eroberten sie die Hauptstadt des morgenländischen Kaiserthums, Constantinopel, das seitdem die Hauptstadt des osmanischen Reichs geblieben ist, welches sich über drey Welttheile erstreckt, und etwa 42000 gevierte Meilen umfaßt, wovon etwa der fünfte Theil in Europa liegt. Dies ungeheure Land wird etwa von 24 Millionen Menschen bewohnt, die aus vielen Nationen zusammengemischt sind. Alle zerfallen in zwey Classen, die Herrschende, die sich zur mahomedanischen Religion bekennen, und Unterdrückte, wohin alle Andern gehören. Unter diesen zeichnen sich besonders die Griechen aus, die sich zur christlichen Religion bekennen und neugriechisch sprechen. Die Türken verachten alle andere Völker, weil sie sich für besser und weiser halten. Der fast gänzliche Man-

gel an Buchdruckereyen erschwert die Ausbildung des Volks. Die Staats-Verfassung ist völlig despotisch. Unumschränkt herrscht der Großsultan oder Kaiser über Gut und Blut seiner Unterthanen. Alle sind seine Sklaven, die Vornehmsten, wie die Geringsten. Kein Gesetz bindet ihn. Niemand darf sich über Unrecht beklagen. Ein Wink von ihm bringt den Unschuldigen um Leben und Vermögen. Aber darum sitzt der Despot doch nicht ruhig auf dem Throne. Die Cabalen der Großen verurursachen oft Rebellionen, in denen er Thron und Leben verliert. Die Thronfolge ist in der männlichen Linie erblich. Zu den obersten Staatsbeamten, welche der Kaiser nach Belieben erwählt und absetzt, gehören: der Großvezier, die wichtigste Person im Staate, oberster Minister, Verwalter der Regierung, höchster General; der Musti, oberster Ausleger des Koran, welches ihr Gesetzbuch ist; der Reis-Effendi, Großkanzler und Minister der auswärtigen Angelegenheiten; der Kapudan Pascha, oberster Admiral; und Paschen, d. h. Befehlshaber von drey und zwey Koschweifen. Diese und noch einige andere Beamte bilden den obersten Staatsrath, Divan genannt. Das Wappen ist ein halber Mond im Aufsteigen. Die Staats-Einkünfte sollen sich auf 40 Millionen Gulden belaufen. Die Land- und Seemacht ist tief von der Höhe herabgesunken, auf der sie ehemals stand.

Das Klima ist bey dem großen Umfange des Reichs äußerst verschieden, doch meist gesund und milde, der Winter gelinde, der Sommer sehr heiß; der Boden bis auf die hohen Gebirge sehr fruchtbar, daher eine erstaunliche Menge von Produkten, Ueber-

fluß an Getreide, den herrlichsten Weinen, Seide, Taback, Baumwolle, Baumöl, edle Früchte, Safran, viele Apotheker-Kräuter, schöne Holzarten, wegen den vortreflichen Weiden eine sehr starke Viehzucht, besonders von Schaafen und Ziegen mit feiner Wolle, und schönen Pferden, eine wichtige Bienenzucht, mancherley Wild und Fische. Von Metallen bloß Eisen, aber Salz in Menge, vortreflichen Marmor und viele mineralische Quellen. Manufakturen und Landwirtschaft stehen noch auf einer niedrigen Stufe, und werden meist nur von den unterdrückten Völkern betrieben. Wo es Verbrechen ist, wohlhabend zu seyn, wo ein reicheres Aehrenfeld nur Habsucht und Neid reizen und unerschwingliche Abgaben und Plackereien nach sich ziehen kann, da verliert der Mensch die Lust, die Natur zu einem größern Ertrag zu zwingen, als sie ohne viele Mühe geben will, daher denn nur da, wo der Mensch sich freyer regen kann, und der Arm der Osmanen nicht hinreicht, sich eine regere Betriebsamkeit findet. Handel und Schifffahrt sind in den Händen der Griechen und der Ausländer, der stolze Osmane befaßt sich nicht damit.

Constantinopel, von den Türken Istantul genannt, ist die Hauptstadt des ganzen Reichs. Sie hat den Namen von Constantin dem Großen, der im Jahr 330 sie zur Hauptstadt des römischen Reichs machte, und seinen Sitz hierher verlegte. Vorher hieß sie Byzantium. Sie liegt in der europäischen Türkei, an der Meerenge, welche Europa von Asien trennt, auf Hügeln in einer bezaubernden Gegend, und hat einen großen und sichern Hafen. Das äußere Ansehen dieser überaus großen Stadt, deren Einwohnerzahl auf eine halbe Mil-

lion ansteigt, ist prächtig wegen den Palästen und den vielen vergoldeten Kugeln und Halbmonden auf den Moscheen (Kirchen); aber das Innere stimmt wenig damit überein. Die Straßen sind meistens eng, krumm, abschüssig und unsauber, der größte Theil der Häuser niedrig, aus Lehm und Holz erbaut. Daher herrscht fast jährlich die Pest. Die Befestigung ist unbedeutend. Eine mit 548 Thürmen besetzte Mauer mit einem breiten Graben auf der Landseite, schließt die Stadt ein, aus der 26 Thore führen. Die Zahl der Moscheen beläuft sich auf fast 500, worunter die älteste und merkwürdigste ehemalige Kirche der heiligen Sophia von 270 Fuß Länge und 240 Fuß Breite ist. Die Kuppel ruht auf Säulen von Marmor. Der Fußboden ist mit reichen Teppichen bedeckt. Berhäuser zählt man 5000; ferner 36 christliche Kirchen, 1300 Kinderschulen, 130 öffentliche Bäder. Unter den Vorstädten zeichnet sich Pera aus, wo die fremden Gesandten und fast alle fremden Kaufleute wohnen.

Unter den Gebäuden verdient bemerkt zu werden: das Schloß der sieben Thürme, das zum Staats-Gefängnisse dient; der Leanderturm, ein Leuchthurm, der als eine Art von Festung mit Kanonen besetzt ist; vor allem aus aber das Serail, das Schloß, wo der Sultan residirt. Es hat eine herrliche Lage auf einer Landspitze. Mit seinen Gärten und Gebäuden bildet es eine mäßige Stadt, deren hohe Mauern, gegen die Seeseite mit Kanonen besetzt, einen Umfang von 4 Stunden umschließen. Von der Meeresseite her ist der Anblick dieses ungeheuren Palastes überaus ergözend. Allein sobald man an's Land tritt, schwindet der Zauber,

befor
Eing
liege
und
cinop
Im
treten
sie z
ausd
der
weib
dert
gene
lung
müßi
die
folge
daß
den
dener
welch
Zwe
Sere
stigm
dient
er ein
ungli
wahr
gen
sten
pidg
gehei
sie di
diesel
er nie
der

besonders wenn man an der Hauptpforte des Eingangs die abgeschlagenen Menschenköpfe liegen sieht. Von diesem Thor, das hoch und weit ist, wird der Hof von Constantinopel auch die hohe Pforte genannt. Im dritten Hof, den nur die Türken betreten dürfen, und auch diese nur, wenn sie zum Gefolge des Kaisers gehören, oder ausdrücklich hineingerufen werden, wohnt der Sultan und seine Weiber und Rebsweiber, deren Zahl sich auf mehrere Hundert beläuft, und meist unglückliche Gefangene sind, die sich die unwürdigste Behandlung von ihren Wächtern gefallen lassen müssen. Außer diesen wohnen im Serail die Beamten des Sultans nebst ihrem Gefolge, die Polizen mit ihren Dienern, so daß man die Anzahl der im Serail wohnenden Menschen auf 10,000 anschlägt, unter denen sich auch etwa 40 Stumme befinden, welche die Hofnarren des Sultans sind. Die Zwerge machen gleichfalls eine Zierde des Serails und einen Gegenstand der Belustigung des Großherrs aus. Ihr Rücken dient dem letztern oft als Schemmel, wenn er ein Pferd besteigen will. Je mehr diese unglücklichen Geschöpfe von der Natur verwahrlost sind, desto größeres Ansehen erlangen sie dadurch bey Hofe. Die furchtbarsten Beamten des Serails sind die Capidgi-Baschi's, die Vollstrecker der geheimen Aufträge des Sultans. Wem sie die seidene Schnur bringen, der muß dieselbe küssen und sich damit erdrosseln, wenn er nicht auf weit schrecklichere Weise will aus der Welt geschafft werden.

23.

Die gute alte Zeit.

Es begab sich, daß ein Mann seine Straße wandelte, und traf zwey Soldaten an, die baten ihn um etwas Reisegeld, item es ist warm Wetter, guter Freund, und wir sind durstig, guter Freund, und wir sind Kriegsleute u. s. w. Der Mann hatte gerade lahme Hände von der Glieder sucht, und konnte nicht hurtig Geld zählen, so giebt er ihnen den ganzen Beutel und spricht: Nehmt euer bescheiden Theil, und den Rest gebt mir wieder. Holla! Denkt der geneigte Leser, der wird angeführt! Aber — es nehmen die Soldaten zwey Baken, und geben ihm den Rest ehrlich zurück. — Das war! Ja und ist bezeugnet einem Mann, der 1552 gestorben ist.

24.

Wenn man alles wüßte.

Da geht ein Bauer nach der Stadt, und im Walde etwas abseits, und findet an einem Baum einen Wadsack mit frischem Fleisch. Hm! denkt er, da hat ein Wild dieb einen Hirsch geschossen, ist vielleicht mit dem Resten an ein ander Ort hin: ich will das mitnehmen, einem Schelm darf man schon stehlen! Und wenn ich dem Advokaten, der mein Prozeß führt, ein so schönes Stück Hirschfleisch zum Geschenk bringe, so gewinn ich mein Prozeß desto gewisser. Und so hat der Advocat sich gefreut über das schöne Hirschfleisch, und hat seine guten Freunde zu Gaste geladen auf den köstlichen Braten. Und darnach kommt der Bauer einmal am Jahrmarkt in den

R

benachbarten Flecken, und hat den Wadsack mitgenommen; da kommt einer zu ihm, der lüpfet den Dreispiz, und sagt: guten Tag, und: guter Freund, woher hat er den Wadsack? und der Bauer erschrickt, denn er kennt den Mann im Dreispiz, daß es der Wafenmeister ist, und erzählt ihm die Geschichte von dem Hirschfleisch, und wie der Hr. Advocat sowohl daran gelebt, u. s. w. Da hat der Mann im Dreispiz gelacht, und gesagt: „Prosit die Mahlzeit! „Das war Fleisch von einem verreckten „Pferdlein, das wollt ich meinen Hunden „heimbringen, und hab's beyseits gehängt „um noch einen Gang zu thun, und im „Heimweg hatt' ichs dann mitgenommen.“ Nu! Wohl bekomme das Hirschfleisch!

25.

F ü r i o! F ü r i o!

(Fortsetzung von 1828.)

Als der Bote vor einem Jahre seinen ersten Nothruf that, da hoffte er, die Leute sollten aufmerksam und vorsichtig werden, und großes Unglück verhüten. Aber leider geht es mir wie den Herren Predigkanten, denen auch niemand folget! Anstatt das wir weniger Unglück hätten, haben wir seither den ungeheuern Brand von Frutigen, und den nicht viel weniger unglücklichen von Müntschemir erlebt. Bennahe könnt' es einem verleiden, noch ein Wort der Warnung zu verlieren. Aber an mir soll es wenigstens nicht fehlen; mögen andere selbst verantworten, was sie machen.

Die Feuersbrünste durch Unvorsichtigkeit werden also verhütet durch — größere Vorsicht. Dazu gehört nun eine

genaue und gewissenhafte Aufsicht der Behörden, und dann auch der Hausbewohner.

Die Behörden oder Vorgesetzten weisen wir auf die gute Feuerordnung von 1819 und besonders auf S. 48 von den Feuer: gschauern. Viermal im Jahr sollen diese in allen Häusern ungewarnt ihre Umgänge machen, und alles genau untersuchen, was auf Feuer und Feuersgefahr Bezug hat: sie sollen acht haben, ob alle vorgeschriebenen Verordnungen genau befolget werden, und ob alle Anstalten zur Hülfe und Rettung in Ordnung seyen. So soll's seyn! Ich möchte aber den Spaß sehn, wenn ein Herr Ober: amtmann einmal unerwartet allen Feuer: gschauern seines Amtes ihre Controllen abfordern ließe! Saubere Wirthschaft möcht' er an vielen Orten finden. — Hat doch der Bote von einem seiner Vorfahren (wenn ich der Schulmeister in L. oder B. wäre, so würd' ich sagen, von einem Herrn Amts: bruder) bestimmte Nachricht, daß — freilich vor etwa 20 Jahren — an einem gewissen Orte die Feuerspritze ohne Räder auf einer Bühne unter altem Grümpel dergestalt vergraben war, daß ein brennendes Haus in der Nachbarschaft längst in der Asche lag, ehe die Spritze fahren konnte. War ich doch bey einer Feuersbrunst, wo — doch man hört nicht gerne dergleichen Exempel. — Also vorerst strenge Handhabung aller Verordnungen in Verreß der Feuer: polizen ist Pflicht jedes Vorgesetzten vom Statthalter an bis zum untersten. Thun sie das nicht, so sind sie gewissenlose Leute, und haben das entstehende Unglück mit zu verantworten.

Die Hausväter, Hausmütter, Kinder, Gesinde &c. haben ebenfalls heilige Pflicht zur strengsten und sorgfältigsten Aufsicht auf

Feuer
vate
g sch
gebül
ordnu
„ gsch
„ Feu
„ gsch
eben
Büch
leset
Pffiff
wenn
dem
Kunt
wüßt
dieß
und
Aug
sinn
Sche
Mitr
mehr
flei
im S
und
meist
so of
näch
ande
Kilt
aus
men
Hau
Au
ihr
lang

Feuer und Feuergefahr. Jeder Hausvater ist der natürliche Feuer-
gshauer seines Hauses, und ihm
gebührt zu halten, alles, was in der Feuer-
ordnung I. Theil A. enthalten ist. „Ja
„gschau Rudi, mir wüßte nit was i der
„Feurordnung ist. We se scho die Vor-
„gsetzte hei — so hei mir si nit!“ Das ist
eben sehr unrecht. Ihr kauft so manches
Büchlein, gedruckt in diesem Jahr, ihr
leset so mancherley, was euch allen keinen
Pffifferling nützt, und thätet viel besser,
wenn ihr am Abend euern Knechten auf
dem Ofentritt und euern Mägden hinter der
Kunkel aus der Feuerordnung vorläset; so
wüßte jeder, was er zu thun hat! — Ueber-
dieß gebe ich euch meinen Rath dahin:

Halte überall auf Gesinde
und Kinder ein streng wachsam
Auge, und duldet an ihnen keinen Leicht-
sinn mit Feuer: warnet und strafet ohne
Schonen, denn das send ihr euch und euern
Mitmenschen schuldig, die durch jeden Brand
mehr oder weniger in Nachtheil kommen.

Machet besonders des Nachts
fleißige Umgänge ums Haus und
im Hause herum, in Küchen, Scheunen
und Ställen. Aber geh' du selber, Haus-
meister, und verlasse dich nicht auf dein
so oft leichtsinniges Gesinde. Dergleichen
nächtliche Patrouillen sind noch für manches
andere gut; Holz- und andere Schelmen,
Kiltbuben, liederliches Gesind, das Nachts
aus dem Hause läuft, und dergleichen, neh-
men sich doch in Acht, wenn sie wissen, der
Hausmeister steht selber auf der Schildwache.

Lasset nie kleine Kinder ohne
Aufsicht allein zu Hause, während
ihr auf dem Felde arbeitet. Kinder kriegen
lange Weile, fangen darum ungeschicktes

Zeug an, wollen kochen, spielen mit dem
Feuer, und — zünden vielleicht ein ganzes
Dorf an. Neben dem wie viele solche Kinder
sind nicht auch auf andere Weise verunglückt,
weil niemand Aufsicht auf sie hatte!

Untersuchet mit Fleiß selber
mehrmal im Jahre alle eure Ge-
bäude in Hinsicht auf Feuergefahr: ob
die Feuerplatten, Rauchöfen, Backöfen,
Stubenöfen nicht etwa schadhaft geworden:
ob die Kamine nicht etwa gespalten sind:
ob nicht in der Nähe der Feuerstellen sich
brennbare Sachen, allerley Genist, Stroh,
Spinnhupelen (Spinnweben), Rost und
dergleichen sich befinde. Ihr werdet so
nicht nur Feuergefahr, sondern auch an-
dern Schaden verhüten, der euern Gebäu-
den widerfahren kann.

Versuchet nie und erlaubet nie,
daß ein ausbrechendes Feuer in
seinem Anfange verheimlicht
werde. Gerade im Anfang allein kann
Hülfe noch etwas fruchten: später, wenn
eure alten, dürrn Holzhaufen einmal im
Brand sind, ist jede Hülfe gemeinlich
fruchtlos. Durch Verheimlichung ist schon
ungeheures Unglück angerichtet worden.

Und damit nicht durch herumziehendes
Gesindel, Bettler und dergleichen Leute,
die Uebernacht heischen, in den Ställen lie-
gen, tabacken und das Feuer verwahrlosen:
damit nicht durch solches Gesindel Unglück
entstehe, so sollte jede Gemeinde an einem
sichern Orte, unter guter Aufsicht, eine
eigene sogenannte Passanten-Stube halten,
worin einzig und allein solches Volk beher-
bergt, beaufsichtigt und verwahrt würde:
was ebenfalls noch manchen andern Vortheil
gewähren würde.

(Fortsetzung folgt künftig.)

Gegenstück zu No. 11.

Im hinkenden Boten vom vorigen Jahr wird gefragt, ob in irgend einer Gemeinde für eine aufzubauende Schule 200,000 Thaler zusammengebracht worden sind, wie in Weimar für das aufzubauende Theater. Ich will gleich, nicht ein Seitenstück, wohl aber ein Gegenstück davon geben. In der Gemeinde R. im Oberland ist das Schulgebäude im allerkläglichsten Zustande. Der Zimmermeister L. wurde um den Riß zu einem neuen ersucht. Der Devis betrug Kronen 700, und im Augenblick war die löbliche Gemeinde, die — im Vorbeygehen gesagt — nicht zu den Ärmsten gehört, einig — es bleiben zu lassen.

Ein dito.

Das Schulhaus im Städtchen B. wurde durch Sachverständige so baufällig gefunden, daß man es keiner Reparation mehr werth fand. Jetzt hoffte der Pfarrer, der schon längst daran getrieben hatte, daß ein neues und geräumigeres erbaut werden möchte, man werde seinem Wunsche entsprechen. Aber, bewahre der Himmel, die Väter der Stadt beschlossen einstimmig — was sonst selten der Fall war — das alte Schulhaus als eine rare Antiquität noch fernerhin fortbestehen zu lassen; nur fand man es der Sicherheit gemäß, auch das untere Lesezimmer mit 2 tannenen Pfo-
sten versehen zu lassen, nachdem das obere

schon früherhin mit diesel. Zierde versehen worden war.

Ey du Narr!

Es kommt mir immer so für, als gäbe es nicht leicht einen ärgern Narren als einen Geizhals! Mit aller erdenklichen Mühe scharret er Geld und Gut zusammen, und leidet doch Mangel daran; und wenn er abmarschiert, und der Sigerist ihm das letzte Zeichen läutet, was hat er mehr? Das eben ist die Narrheit, die dem Menschen das Sterben schwer macht, daß er so ganz und gar am zeitlichen Grümpel hängt! Von einem solchen Narren hab ich folgendes ausgesuchte Narrenstücklein gelesen. Nachdem er mit Geizen und Schaben und Schinden groß Gut sammengescharret hatte, und doch kaum satt essen durfte, kommt endlich der Tod, klopft an der Thüre und sagt: mach fertig. Uebel erschrickt der Geizhals, und fängt an zusammenpacken, und meynt der Tod soll ihm helfen weg-
schleppen. Aber der lacht ihn aus, und sagt: „Mit dergleichen Grümpel hab ich nichts zu schaffen! Naht must du von dannen, wie du gekommen bist.“ Jetzt erst ging das Jammern los! Aber was thut nicht der Geiz? Er denkt: Soll ich nichts davon haben, so sollen andere auch nichts haben. Und nun verschmelzt er Gold, Silber, Zinn und Bley so viel er hat, alles unter einander, zerschneidet alle seine Kleider, Leinwand, Bettzeug, kurz verderbt alles was er verderben kann, damit nach seinem Tode niemand etwas davon habe. —
Ey du Erznarr!

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1827 im Kanton Bern zugetragen haben.

Das Jahr 1827 ist in Hinsicht der Natur merkwürdig geworden durch die vielen und starken Gewitter, welche nicht nur in unserm Canton sondern auch in andern Theilen unsers Vaterlandes und in Frankreich und Deutschland beträchtlichen Schaden anrichteten, weil sie oft mit Hagel und Wolkenbrüchen begleitet waren, wie z. B. das furchtbare Gewitter, das zwei Tage hinter einander über Trub dahersuhr, und einen Theil dieser Gemeinde ganz verwüstete, so daß der Schaden auf L. 12,000 geschätzt worden ist. Gewitterreiche Jahre gehören aber meist zu den fruchtbaren, so auch das Jahr 1827. Gras und Korn gediehen in Fülle. Nur war die Witterung für das Heuen sehr ungünstig, indem vom Ende May bis zum längsten Tag fast täglich Regen fiel. Die Erndte hingegen war von der Witterung sehr begünstigt, da 14 Tage ununterbrochen kein Regen fiel. Obst, die Kirschen ausgenommen, gab es nicht viel, da fast in allen Gegenden des Kantons eine unzählbare Menge von Raupen sich an die Bäume, besonders an die Apfelbäume setzten und nicht nur die Blüthe, sondern sogar die Blätter abfraß, so daß viele Bäume wie Besen aussahen. Die Weinlese war ergiebig in Quantität und Qualität, wo sie vom Hagel verschont geblieben war, so daß, wie es sich aus den Zehntverzeichnissen der Nebgüter am Bielersee ergibt, seit dem Jahr 1727 kein so reicher Herbst gewesen ist. — Hinsichtlich der Kälte gehört die-

ses Jahr zu den leidlichen. Der kälteste Tag war der 17. Hornung, wo das Thermometer bey Sonnenaufgang 17 Grad unter Eis stand. Ueberhaupt war dieser Monat der kälteste und hatte am meisten Schnee, der in unserm Oberlande in großer Masse gefallen war, so daß viele Lawinen stürzten und eine solche in Wallis das Dorf Biel zerstört hat, wobei 80 Personen das Leben verloren. Im Engadin in Graubünden waren die Einwohner einige Wochen durch den tiefen Schnee, der die Pässe versperrt hatte, von der übrigen Welt abgeschnitten. Gleiches Schicksal hatte ein Walliser, der im Spital auf der Grimsel 31 Tage eingeschneit war, und dem Spittler behülflich war, das Gebäude von dem 9 Ellen hohen Schnee zu befreien, ohne welche Arbeit sie sonst des Tageslichts beraubt gewesen wären. — Die ungeheure Schneemasse schmolz im Frühling bey der gelinden Witterung ohne Schaden. Der heisseste Tag war der 30. Heumonath, 26 ½ Grad Nachmittag um 2 Uhr. Diese Hitze dauerte fast anhaltend bis zum 25. Augustmonat, wo sie auf einmal so stark brach, daß die Temperatur sehr empfindlich wurde und das Thermometer sich den ganzen Tag nicht über 8 ½ Grad erhob, welche Tiefe in den letzten sechs Jahren im August nie Statt fand. Die mittlere Temperatur des ganzen Jahres war 5 ⅓ und im vorigen Jahr 6.

Alle unter uns bestehenden öffentlichen und Privat-Anstalten haben einen erwünschten Fortgang, und werden theils durch eigene Fonds, theils durch milde Beiträge von Regierungsbehörden und von Privatpersonen unterstützt, von denen hier einige angeführt werden sollen. Für die Fortsetzung der Aaren: Correction zwischen Thun

und Bern bewilligte die Regierung neuerdings £. 32,000. — Im Inselfpital wurden 1007 Kranke verpflegt, wovon 744 geheilt austraten und 73 starben. Die Menge der sich zur Aufnahme meldenden Kranken ist so beträchtlich, daß selten einige Betten leer stehen, und daher zurückgewiesen werden mußten, deren Heilung zweifelhaft oder nur in sehr langer Zeit zu hoffen war. Es ist demnach sehr zu wünschen, daß nach alter schöner Sitte reiche Gaben dieser so wohlthätigen Anstalt zufließen möchten, damit sie ihren Wirkungskreis erweitern könnte. Denn der Regierung, die bereits sehr viel für diese Kantonal-Anstalt thut, ist nicht alles zuzumuthen, sie hat noch manches andere zu besorgen, und wird fast bei allen wohlthätigen Anstalten in Anspruch genommen. So hat sie zu den in den letzten zwanzig Jahren von den Gemeinen neu aufgebauten 200 Schulhäusern £. 51,029 beigetragen, und wird zu den noch zu errichtenden viel beitragen können; denn noch sind 106 Schulen ohne Schulhäuser. Die 700 Schulen des reformirten Theils des Kantons werden von 65,000 Schülkindern besucht, wovon die bessern jetzt mehr leisten als vor 50 Jahren von manchem Schulmeister verlangt wurde. Auch steigt die Achtung für den Schullehrerstand auf dem Lande immer mehr, je mehr man es einsieht, daß der Mensch durch Bildung und Aufklärung sich von dem Thier unterscheiden muß. Auch wurde der allgemeinen Schullehrer-Casse, aus der alte verdiente Lehrer unterstützt werden, wieder £. 800 geschenkt. In ihrem neunten Jahre beläuft sich ihr Vermögen bereits auf £. 20,000. Wie viel Schönes und Gutes ist nicht schon aus einem kleinen unbedeutenden Anfang ent-

standen? Einen solchen Anfang hat auch die Kasse genommen, in welche der Stempeltrag für die Gesundheitscheine des Viehes fallen und bis auf £. 100,000 capitalisirt werden soll, auf daß mit der Zeit die Entschädigungen bei Viehpestes aus dem Zins desselben bestritten werden können. — Zu Beförderung der Pferdezuucht wurden an den verschiedenen Pferdezeichnungen £. 4640 an Prämien ausgetheilt, und für Hanf und Flachsbau beliefen sich die Prämien auf £. 1142. — Die Landes-Deconomie-Commission hat über alles im Kanton vorhandene Vieh Verzeichnisse aufnehmen lassen, welche folgendes Resultat anbieten:

Zugochsen,	10,610.	Wucherstiere,	2314.
Kühe,	88,678.	junge Waare,	60,995.
Hengste,	635.	Münche,	9337.
Stutten,	17,235.	Füllen,	5760.
Schaafe,	124,082.	Ziegen,	49,680.
Esel,	170.	Schweine,	68,763.
Bienenstöcke,	28,929.		

In den Oberämtern Frutigen, Interlachen und Ober-Simmmenthal wurden keine Zugochsen gefunden; die meisten hingegen in den Oberämtern Delsberg und Pruntrut. Die größte Zahl von Kühen zeigten die Oberämter Konolfingen und Interlachen. Pferde hat das Oberamt Pruntrut am meisten, Oberhasle am wenigsten. Dieses Amt war das einzige, wo kein Bienenstock vorkam.

Die verschiedenen Versicherungsanstalten haben einen gedeihlichen Fortgang. Die erste Rechnung der schweizerischen Mobiliar-Versicherungsanstalt zeigt ein versichertes Capital von 8 Millionen Franken in 16 Kantonen, und 17,000 £. Entschädigungen bei stattgehabten Bränden. Die

dritt
asse
welc
Ent
£. 6
ser
der
wäh
hatt
Feu
Grä
aus.
lekt
war
Ele
Stä
cher
nen
mit

sche
Ur
Bo
auf
arm
wal
We
in
jäh
des
dies
non
und

Un

4.

dritte Rechnung der schweizerischen Hagel-
 asssekuranz giebt 3442 Mitglieder an,
 welche beinahe 3 Millionen versichert haben.
 Entschädigt wurde $\frac{4}{5}$ des Schadens mit
 £. 68,000. Zwölf Kantone nehmen an die-
 ser Anstalt Antheil. Die 21ste Rechnung
 der Brandasssekuranz des Kantons ge-
 währt folgende Resultate: Für 28 Brände
 hatte sie zu vergüten 182,819. Unter den
 Feuersbrünsten zeichneten sich durch ihre
 Größe der von Frutigen und Müntschemier
 aus. An ersterem Orte brannten 128, an
 letzterm 29 Firsten ab, die meist asscurirt
 waren. Für die vielen dadurch in Noth und
 Elend gerathenen Personen wurde in den
 Städten des Kantons eine freywillige Kir-
 chensteuer ausgeschrieben. Die Landgemei-
 nen steuerten reichlich Holz, Kleider, Lebens-
 mittel und auch Geld.

Eine erfreuliche Erscheinung für Men-
 schenfreunde war der erste Bericht über die
 Armen-Erziehungsanstalt zu Ober-
 Böttigen in der Gemeinde Bümpliz, wo
 auf einem Bauernhose von 68 Fucharten
 arme Waisen oder von ihren Eltern ver-
 wahrlosete Kinder lernen sollen mit stillem
 Wesen arbeiten, sey es im Ackerbau oder
 in nützlichen Handwerken. Seit ihrem drey-
 jährigen Bestehen erfreut sich die Anstalt
 des Segens von oben mannigfaltig. In
 diesem Zeitraum hat sie £. 10,615 einge-
 nommen, meist durch freywillige Beysteuern,
 und das Ausgeben betrug £. 6828.

30.-

Auflösung der Räthsel im No. 40 des
 vorigen Jahrgangs.

1. Stiefelknecht. 2. Seiler. 3. Mund.
 4. Keller. 5. Loch. 6. Kalk.

Inhalt.

1. Des Boten freundlicher Gruß.
2. Aus der Lebensgeschichte des hinkenden Boten. (Fortsetzung.)
3. Das schwarze Huhn.
4. Der jüngste Tag.
5. Der Falschmünzer.
6. Frage und Antwort.
7. Etwas von der großen chinesischen Mauer.
8. Zur Kenntniß des Vaterlandes.
9. Die Stadt Biel.
10. Die lachenden Erben.
11. Unsere Unarten.
12. Hausmittel.
13. Bruchstücke aus der Briestafche des hinkenden Boten.
14. Umschreibung.
15. Das Denkmal von Sankt Niklausen.
16. Der Bote schreibt abermal ein Aviso-Blatt.
17. Merk's wen's trifft.
18. Sä! da hest eis!
19. Der Glätterinnen Art.
20. Goldene Nüsse für den Weihnachts-Kindlein-Baum.
21. Wer zuviel will, bekommt oft nichts.
22. Constantinopel.
23. Die gute alte Zeit.
24. Wenn man alles wüßte.
25. Fürio! Fürio!
26. Ey du Narr!
27. Gegenstück.
28. Ein dito.
29. Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1827 im Kanton Bern zugetragen haben.
30. Auflösung der Räthsel im No. 40 des vorigen Jahrgangs.